



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A

816,548

KULTURBILDER  
DES NIEDERLANDISCHEN VOLKS  
III.

DIE  
GOTTESDIENSTLICHEN GEBÄUDE  
DER  
GRIECHEN U. RÖMER

VON DR. OTTO SCHMIDT

1858

1927



FROM THE LIBRARY OF  
FRANCIS WILLEY KELSEY  
PROFESSOR OF THE LATIN  
LANGUAGE AND LITERATURE  
UNIVERSITY OF MICHIGAN 1889-1927

LATIN DEPARTMENT







KULTURBILDER  
AUS DEM  
KLASSISCHEN ALTERTUME.

---

III.  
DIE GOTTESDIENSTLICHEN GEBRÄUCHE  
DER GRIECHEN UND RÖMER

VON  
  
**Prof. Dr. O. SEEMANN.**

---

LEIPZIG 1888.  
VERLAG DES LITTERARISCHEN JAHRESBERICHTS  
(ARTUR SEEMANN).

DIE  
GOTTESDIENSTLICHEN  
GEBRÄUCHE

DER  
GRIECHEN UND RÖMER

VON  
  
**Prof. Dr. OTTO SEEMANN.**

---

MIT ILLUSTRATIONEN.

---

LEIPZIG 1888.  
VERLAG DES LITTERARISCHEN JAHRESBERICHTS  
(ARTUR SEEMANN).

BL  
72.1  
.S44

*From the library of  
Francis W. Kellogg  
2-2-51*

## INHALT.

|                                                                               | Seite |
|-------------------------------------------------------------------------------|-------|
| ERSTER TEIL. Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen.                   |       |
| I. Charakter der griechischen Religion . . . . .                              | I     |
| II. Die Örtlichkeiten des griechischen Kultus . . . . .                       | 11    |
| III. Götterbilder und Weihgeschenke . . . . .                                 | 24    |
| IV. Das Opfer . . . . .                                                       | 29    |
| V. Das Gebet . . . . .                                                        | 41    |
| VI. Die Mantik . . . . .                                                      | 46    |
| VII. Reinigungen und Sühnungen . . . . .                                      | 68    |
| VIII. Die Mysterien . . . . .                                                 | 72    |
| IX. Feierzüge und Kampfspiele . . . . .                                       | 84    |
| X. Die wichtigsten Feste der Griechen . . . . .                               | 88    |
| XI. Kultusgenossenschaften und Kulte der Phratrien und Geschlechter . . . . . | 108   |
| XII. Häuslicher Kultus . . . . .                                              | 110   |
| XIII. Begräbnis und Totenkultus . . . . .                                     | 114   |
| ZWEITER TEIL. Die gottesdienstlichen Gebräuche der Römer.                     |       |
| I. Charakter der römischen Religion . . . . .                                 | 121   |
| II. Die Örtlichkeiten des römischen Kultus . . . . .                          | 125   |
| III. Das Opfer . . . . .                                                      | 129   |
| IV. Gebet und Fluch . . . . .                                                 | 133   |
| V. Die römischen Priestertümer . . . . .                                      | 135   |
| VI. Die wichtigeren Feste der Römer . . . . .                                 | 166   |
| VII. Kultus kleinerer Verbände und häuslicher Kultus . . . . .                | 180   |
| VIII. Begräbnis und Totenkultus . . . . .                                     | 190   |

## VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN.

|                                                                     | Seite |
|---------------------------------------------------------------------|-------|
| Heroenaltar von Lesbos . . . . .                                    | 13    |
| Heilige Fichte mit Altar . . . . .                                  | 14    |
| Bekleidetes Xoanon des Zeus Labrandeus . . . . .                    | 14    |
| Metope vom Parthenon . . . . .                                      | 16    |
| Fassade des Themistempels zu Rhamnus . . . . .                      | 18    |
| Amphiprostylos im Grundriß . . . . .                                | 19    |
| Antentempel . . . . .                                               | 19    |
| Grundriß des Theseions in Athen . . . . .                           | 20    |
| Grundriß des Parthenons . . . . .                                   | 21    |
| Opferpenden und Tempelgerät . . . . .                               | 26    |
| Sühnopfer . . . . .                                                 | 39    |
| Betender Knabe (Berlin) . . . . .                                   | 42    |
| Amulett mit <i>Ἐφέσια γράμματα</i> . . . . .                        | 67    |
| Kleinere Amulette . . . . .                                         | 67    |
| Myfterienweihe . . . . .                                            | 75    |
| Daduchos . . . . .                                                  | 79    |
| Myftenstab . . . . .                                                | 79    |
| Stück vom Parthenonfries . . . . .                                  | 85    |
| Etruskisch-römischer Tempel nach Sempers Restauration . . . . .     | 127   |
| Römischer Tempel bei Nîmes . . . . .                                | 128   |
| Heilige Hühner der Legionen . . . . .                               | 143   |
| Augur mit Krummstab . . . . .                                       | 147   |
| Römische Vestalin . . . . .                                         | 156   |
| Suovetaurilien-Opfer . . . . .                                      | 182   |
| Altar der Lares compitales (Pompeji) . . . . .                      | 183   |
| Pompejanische Hauskapelle . . . . .                                 | 186   |
| Grabmal der Cäcilia Metella . . . . .                               | 192   |
| Triclinium funebre (Pompeji) . . . . .                              | 198   |
| Columbarium der Freigelassenen der Livia an der Via Appia . . . . . | 199   |

# ERSTER THEIL.

---

## Gottesdienstliche Gebräuche der Griechen.

---





## I.

### Charakter der griechischen Religion.

---

Wer das geistige Leben der beiden Hauptvölker des Altertums erfassen und verstehen lernen will, der wird einer genaueren Bekanntschaft mit der Eigentümlichkeit ihrer Gottesverehrung schwerlich entraten können. Denn in noch viel höherem Maße, als dies bei den heutigen Kulturvölkern der Fall ist, erscheint bei jenen Völkern das Staatswesen mit der Religion verwachsen, so daß es ohne dieselbe überhaupt gar nicht zu denken ist. Der Grieche wie auch der Römer betrachtete den Staat geradezu als eine Anordnung der Götter und eine Theorie, welche den Ursprung des Staates in einer Art von Gesellschaftsvertrag gesucht hätte, würde ihm höchstens ein mitleidiges Lächeln entlockt haben. Und so sehen wir denn, um zunächst bei den Griechen stehen zu bleiben, in der Urzeit dieses Volkes Könige und Fürsten gleich den alten Patriarchen des israelitischen Volkes mit einem priesterlichen Charakter bekleidet. Sie beten und opfern für die ihrer Obhut unterstellte Gemeinde, sie rufen den Beistand der Götter an, wenn sie mit deren Ältesten ratschlagen, sie sprechen Recht im Namen der Götter, kurz sie betrachten

ihr Amt als ein göttliches und ihre ganze Amtsthätigkeit ist von dem Bewußtsein der göttlichen Nähe erfüllt.

Diefes Verhältniß änderte sich keineswegs, als das Königtum allmählich republikanischen Staatsformen weichen mußte. Die Staatsbeamten, denen die Obliegenheiten zufielen, welche früher Sache der Könige gewesen waren, übernahmen mit denselben auch die Vollziehung der herkömmlichen Opfer und Gebete bei den Ratsverfammlungen, Volksverfammlungen, Gerichten und anderen Anlässen in der von den Vorfahren überlieferten Weise. Wir finden vielmehr bei denjenigen griechischen Staaten, deren Geschichte wir genauer kennen, in der republikanischen Zeit eher eine Zunahme als Abnahme des religiösen Lebens, wenigstens soweit es in festlichen Aufzügen, in großen mit Bewirtung des Volkes verbundenen Opfern und in der Pracht der Tempel und Götterbilder an die Öffentlichkeit tritt.

Nicht minder als das Staatswesen ist aber auch das Privatleben der griechischen Stämme auf das innigste mit der Religion verwoben. Wie in jenen patriarchalischen Zeiten der König zugleich der Hohepriester seines Volkes ist, so waltet der griechische Hausvater als Priester am häuslichen Herde, der zugleich der Altar des Hauses ist, und vollzieht die von Alters her üblichen Opfer und sonstigen religiösen Gebräuche. Kein wichtigeres Vorkommnis in dem häuslichen Leben ist ohne einen religiösen Weiheakt denkbar. Der Eintritt des Kindes in das Leben, die Wehrhaftmachung des herangewachsenen Jünglings, die Schließung des ehelichen Bundes, der Tod eines Familiengliedes, eine weitere Reife des Hausvaters oder Haussohnes u. f. w., alle solche nicht gerade alltäglichen Ereignisse machten es dem Griechen fühlbar, daß er von der Gottheit abhängig sei, ihres Schutzes und Beistandes in allen Lagen des vielgestaltigen Lebens nicht entbehren könne.

Daß die griechischen Kultusgebräuche unendlich mannigfaltiger waren, als die unfrigen, ergibt sich schon von selber

aus der Natur einer polytheistischen Religion. Es liegt auf der Hand, daß die unendliche Menge göttlicher und halbgöttlicher Wesen, an deren Vorhandensein man glaubte, nicht auf dieselbe Weise verehrt werden konnte. Die eine Gottheit erforderte diese, die andere jene Opfer, die eine diese, die andere jene Gebräuche. Dazu kommt der Mangel eines einheitlichen Staatsorganismus, die Zerfplitterung des griechischen Volkes in eine so große Menge kleiner Republiken und städtischer Gemeinwesen. Schon die verschiedenen Stämme verehrten zum Teil verschiedene Götter, um wie viel mehr mußte also jene Mannigfaltigkeit der Kultusgebräuche noch durch die Auflösung des Volkstums in so zahlreiche Sonderexistenzen vermehrt und begünstigt werden. Selbst die nämliche Gottheit sehen wir daher nicht leicht an verschiedenen Orten auf dieselbe Art verehrt, und andererseits war der Kultus einzelner Gottheiten durchaus lokaler Natur und außerhalb dieses engen Bezirkes gänzlich unbekannt.

Nicht minder war die Verschiedenheit der Beschäftigungen der Bewohner des griechischen Landes von Einfluß auf deren religiöse Anschauungen und Gebräuche. Der Ackerbau oder Viehzucht betreibende Landmann rechnet naturgemäß für das Gedeihen seiner Saaten und seines Viehstandes auf den Schutz ganz anderer Mächte, als beispielsweise der Fischer, der auf gebrechlichem Kahne hinausfährt in die offene See, um sein gefährliches und beschwerliches Gewerbe zu betreiben, oder als der Kaufmann, der ruhelos des Gewinnes halber Länder und Meere durchstreift, oder als der Handwerker, der still in seiner Werkstätte die fleißigen Hände rührt.

Ausgegangen ist die griechische Gottesverehrung bekanntlich von der Anbetung gewisser Naturkräfte und Naturerscheinungen, deren Wesen und Zusammenhang man nicht zu ergründen vermochte, auch wohl kaum zu ergründen sich Mühe gab. Man sah eben die teils verderblichen, teils wohlthätigen Wirkungen elementarer Vorgänge in der Natur. Was

lag wohl näher, als dass man diese Wirkungen dem Zorne oder dem Wohlwollen göttlicher Wesen zuschrieb, die in jenen Naturerscheinungen sich offenbarten, und dass man darauf Bedacht nahm, sich deren Wohlwollen durch Geschenke zu sichern, ihren Zorn zu beschwichtigen? So gewann von vorn herein der griechische Kultus jenen Charakter strenger Gefetzmässigkeit und Äußerlichkeit, der auch späterhin an ihm haften geblieben ist, nachdem die ursprünglichen rohen Vorstellungen von den Göttern einer geistigeren Auffassung gewichen waren und man in ihnen nach unwandelbaren, sittlichen Gesetzen, nicht nach Laune und Willkür handelnde Persönlichkeiten zu verehren gelernt hatte. Der große Haufe unter den Griechen hat sich eben niemals in eine innerliche Beziehung zu der Gottheit zu setzen gewusst, er opferte denjenigen Göttern, von denen er etwas zu erlangen hoffte und erfüllte die vorgeschriebenen Gebräuche nur aus dem rein äußerlichen Grunde, weil er durch die Auserachtlassung derselben sich den Zorn der betreffenden Gottheit zuzuziehen fürchtete. Dass Leute von höherer geistiger Bildung über diese Dinge anders gedacht haben, als der gemeine Mann, versteht sich wohl von selbst. Indessen zu der Vorstellung absoluter Heiligkeit der Gottheit haben sich auch die Weisesten und Edelsten unter den Griechen nicht erhoben. Auch ihnen erschienen selbst die besten und höchsten Götter nicht frei von Anwandlungen menschlicher Schwächen und Fehler, als Neid, Eifersucht, Rachsucht u. s. w. Sie sind weder allwissend noch allmächtig und die Möglichkeit sie zu täuschen und zu hintergehen ist keineswegs ausgeschlossen. Verdankte doch der Vater der Götter und Menschen Zeus selbst sein Leben nur dem Betruge, welchen seine Mutter Rhea ihrem die eigenen Kinder verschlingenden Gatten Kronos spielte, indem sie ihm statt des neugeborenen Kindes einen mit Windeln umwickelten Stein zum Verschlingen darreichte. Sind die griechischen Götter aber nicht vollkommen und heilig in dem Sinne unserer

religiösen Anschauungsweise, so wufste man auf der andern Seite auch nichts von abfolut böfen, auf das Verderben der armen Menschenkinder finnenden Wefen. Von dem ganzen Teufelsfuk, der das Leben der chriftlichen Völker befonders im Mittelalter in fo unheilvoller Weife beeinflusst hat, mit allem, was darum und daran hängt, ift das griechifche Altertum glücklicher Weife verfchont geblieben.

Dafs man fich bei folchen Vorftellungen von der Macht und Weisheit der Götter zu dem Glauben an eine göttliche, das Recht wie das Unrecht vergeltende Weltregierung nicht hat auffchwingen können, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Andererfeits ift aber die Erhaltung der Welt wiederum nicht denkbar ohne fefte Ordnungen und Gefetze, die in den Göttern und vor allem in dem Weltenlenker Zeus ihre bewufsten Vertreter haben. In diefem Sinne heifst Zeus als der lebendige Mittelpunkt und Regierer des großen Götterftaates der „Vater der Götter und Menfchen.“

Ein großer Irrtum würde es fein, wenn man über Umfang und Charakter des griechifchen Kultus fich lediglich durch das Studium der griechifchen Dichter und die Betrachtung der von der griechifchen Kunft gefchaffenen Bilder der Götter belehren wollte. Die griechifche Götter- und Heldenfage ift nämlich von den Dichtern feit Homer und Hefiod in einer Weife entwickelt worden, die fich keineswegs überall mit den Erfcheinungen des öffentlichen Gottesdienftes deckt. Manche Gottheiten fpielen in örtlichen Kulte eine große Rolle, die in jenem von den Dichtern vervollftändigten Systeme der Mythologie keinen Platz fanden, und auch bei den faft allgemein verehrten Gottheiten hat fich der öffentliche oder private Kultus den Wandelungen nicht angefchmiegt, die durch die dichterifche Phantafie in den Vorftellungen von Charakter und Wefen jener Gottheiten allmählich erfolgten. Noch weniger als die Dichtkunft hat die Plaftik auf die Gefaltung der Kultusformen einen nennenswerten Einflufs geübt. Denn wenn

auch manche Kulte zur Verschönerung ihrer Tempel die durch den grosartigen Aufschwung der Architektur und Plastik gebotenen Mittel nicht verschmäht haben, — man denke nur an die herrlichen Götterstatuen des Phidias in Athen und Olympia, so behielten doch auf der andern Seite wiederum andere Kulte geflissentlich ihre alten aus Holz roh geschnitzten Götterbilder bei. Je älter ein solches Götterbild nachweislich war, um so gröfser war auch der Ruf seiner Heiligkeit, den man durch prächtigere Tempel und Bilder zu beeinträchtigen Bedenken trug.

Es erübrigt noch ein paar Worte von dem Heroenkultus der Griechen zu sagen. Homer, unsere älteste Quelle für die griechische Mythologie und griechische Kultusformen, weifs von einem Heroenkultus nichts. Unter Heroen versteht man bekanntlich halbgöttliche Helden der mythischen Vorzeit von ungewöhnlicher Kraft und Begabung, die ihren Ursprung der Verbindung von Göttern mit menschlichen Weibern verdankten und sich durch ihre staunenswerten oder verdienstlichen Thaten ein dauerndes Andenken bei der Nachwelt sicherten. Seit wann der Glaube aufgekommen ist, dafs die Seelen dieser Heroen nach ihrem Tode nicht dem Lofe gemeiner Sterblichen verfallen könnten, sondern eine bevorzugte Stellung einnehmen und mit der Macht ausgerüstet wären, den Lebenden zu nützen oder zu schaden, und deshalb durch Gebet und Opfer verehrt werden müfsten, läfst sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Schwerlich hat ein eigentlicher Heroenkultus vor der Heraklidenwanderung stattgefunden. Abzusehen ist hierbei natürlich von denjenigen Söhnen von Göttern und sterblichen Weibern, die man sich wegen ihrer aufserordentlichen Thaten zu den Göttern erhoben dachte, wie Dionysos und Herakles, diese haben einen regelmässigen Tempeldienst gleich den übrigen Göttern gehabt. Dagegen ist der Heroenkultus nicht wesentlich von dem Totenkultus verschieden. Die Heroen hatten weder Tempel noch Priester, man opferte

ihnen nicht auf Altären, sondern auf niedrigen Feuerstätten, oder beschränkte das Opfer auf diejenigen Spenden, welche auch den Toten an ihren Gräbern wenigstens einmal im Jahre dargebracht zu werden pflegten.

Wir schliessen diese einleitenden Bemerkungen mit einem kurzen Hinweise auf das Verhältniß der griechischen Staatsgewalten zum Kultus. Hierbei kommt zweierlei in Betracht. Erstlich die Frage, ob von Staats- oder Gemeindewegen irgend etwas geschehen sei, um religiöse Erkenntnis und Gottesfurcht bei der heranwachsenden Jugend zu verbreiten und zu fördern. Diese Frage muß entschieden verneint werden. Man überliefs es der häuslichen Erziehung, die Kinder mit den überlieferten Vorstellungen von dem Wesen und der Macht der Götter wie mit den vorgeschriebenen Gebräuchen bekannt zu machen. Einer öffentlichen Belehrung der heranwachsenden Jugend über göttliche Dinge und einer Erziehung derselben zur Tugend und Gottesfurcht haben sich die griechischen Staatsgewalten wohl in der richtigen Erkenntnis enthalten, daß auf diesem Wege überhaupt nicht sonderlich viel zu erreichen ist. Denn nicht, was er glaubt oder nicht glaubt, macht den Menschen sittlich oder unsittlich. Das Beste muß auch hier die häusliche Erziehung und das Beispiel der Eltern thun.

Eine zweite Frage von Wichtigkeit ist diese, wie sich der Staat einer offenen Abweichung von dem überlieferten Volksglauben und den den Göttern von Rechts wegen zu leistenden Verpflichtungen gegenüber verhalten habe. In dieser Beziehung ist eine mit unseren heutigen Vorstellungen von individueller Freiheit völlig unvereinbare Unduldsamkeit der griechischen Staatsgewalten zu bemerken. Man war geneigt, in der offen ausgesprochenen Gottlosigkeit (Asebie) ebenso sehr ein Staatsverbrechen zu erblicken, wie dies in unseren mittelalterlichen christlichen Staatswesen der Fall war, wo man die Ketzer mit Feuer und Schwert verfolgte und ihre Vernichtung als ein Gott wohlgefälliges Werk betrachtete. Der

Staat hielt es im Interesse seines eigenen Bestehens eben für seine Pflicht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er an dem bestehenden Rechtsverhältnisse nicht rüttelte, sondern dasselbe in jeder Beziehung achte und aufrecht erhalte. Die Asebie oder gottlose Gefinnung selbst kann sich nun auf mancherlei verschiedene Weise bethätigen. Die schlimmste Art derselben ist ohne Zweifel die sogenannte Tempelschändung, d. h. die mutwillige Zerstörung oder Beschädigung der dem Kultus einer Gottheit geweihten Dinge oder eine Entwendung von Tempelgefäßen oder sonstigem Eigentum derselben. Daß der Staat in solchen Fällen nicht ruhig-zusah, sondern der Verbrecher habhaft zu werden und sie zur verdienten Strafe zu ziehen suchte, ist ja ganz selbstverständlich. Die auf solche Verbrechen gesetzte Strafe war in der Regel der Tod, wozu noch Einziehung des Vermögens und Verfassung des Begräbnisses im Inlande hinzutreten konnten. Ein anderer Grad der Asebie war die Verunreinigung heiliger Orte, d. h. das Betreten derselben oder von Teilen derselben, welche den bestehenden Vorschriften gemäß den Priestern ausschließlich vorbehalten waren, durch unbefugte Personen, oder das Vornehmen von Handlungen in geweihten Räumen, welche mit der Heiligkeit derselben in offenbarem Widerspruche standen. Auch in diesem Falle erscheint ein strafendes Einschreiten der Staatsgewalten als in der Natur der Sache begründet. Aber dabei blieb man nicht stehen, vielmehr glaubte man auch dann einschreiten zu müssen, wenn Personen durch Abweichung von den hergebrachten Kultusformen oder durch öffentliche Nichtachtung der Götter und ausgesprochenen Unglauben Ärgernis erregten. Es ist bekannt, daß die Athener, die sich doch eines hohen Grades geistiger Bildung rühmen durften, den Philosophen Protagoras, einen Freund des Perikles und des Plato, vor Gericht zogen, weil er die Äußerung gethan hatte, ob es Götter gebe oder nicht, könne von niemandem mit Gewißheit behauptet werden. Selbst die Freundschaft des mächtigen

Staatsmannes, der damals die Politik der Republik leitete, konnte ihn gegen die Folgen jener unvorsichtigen Äußerung nicht schützen, und nur durch schleunige Flucht entzog er sich der Vollziehung der über ihn verhängten Todesstrafe. Die Schrift aber, in welcher er sein Glaubensbekenntnis niedergelegt hatte, ward auf Befehl des Volkes öffentlich verbrannt. Nicht besser erging es einem andern Philosophen, namens Diagoras aus Melos, der sich einige Zeit vor dem peloponnesischen Kriege in Athen niedergelassen hatte. Auch dieser sollte, weil er das Dasein der Götter geleugnet hatte und außerdem die eleufinischen Mysterien verspottet zu haben beschuldigt war, vor Gericht gestellt werden. Er entzog sich gleichfalls dem drohenden Verderben durch die Flucht, worauf die Athener einen Preis von zwei Talenten für denjenigen aussetzten, der ihn lebendig zurückbringen würde, seine Schriften aber verbrennen ließen. Ein noch auffallenderes Beispiel unvernünftiger Verfolgungssucht in demselben Athen bietet der berühmte Philosoph und Naturforscher Anaxagoras aus Clazomenä, welcher etwas früher als die genannten beiden Philosophen in dem Staate des Perikles lebte. Man glaubte es nicht dulden zu dürfen, daß er die vorwitzige Äußerung gethan hatte, die Sonne sei eine feurige Masse und der Mond ein an sich dunkler Körper, der von der Sonne erleuchtet werde. Sieht das nicht der Verfolgung Galileis wegen seiner Lehre von der Umdrehung der Erde um die Sonne zum Verwechseln ähnlich? Vom Tode zwar errettete den großen Mann die Beredsamkeit seines dankbaren Schülers Perikles, aber Verbannung aus Athen war doch sein unausbleibliches Los. Von dem bekannten Schicksale des weisen Sokrates wollen wir nicht einmal reden, weil bei dessen Verurteilung hauptsächlich politische Motive mitgespielt haben, aber es bleibt doch beachtenswert, daß seine Verurteilung unter dem Vorwande, er lehre neue Götter, durchgesetzt werden konnte. Daß andere griechische Staaten in Beziehung auf religiöse

Dinge duldfamer gewesen feien, als die Metropole griechischer Wiſſenſchaft und Kunſt, iſt wohl wenig wahrſcheinlich, wenn auch nirgends die Verfolgungsfucht eine ſolche Giftblüte gezeitigt hat, wie ſie das chriſtliche Abendland ſo viele Jahrhunderte ſpäter in der Inquiſition erleben mußte. Aber man ſieht aus dieſen Beiſpielen, wie ſehr man ſich in dem alten Griechenland in den Gedanken hineingelebt hatte, daß jedes Rütteln an dem überlieferten Glauben ein ſtaatsgefährliches Unternehmen ſei. Dagegen war man gegen fremde Kulte im allgemeinen höchſt duldfam und legte ihnen keine Hinderniſſe in den Weg.





## II.

### Die Örtlichkeiten des griechischen Kultus.

---

Die eigentümliche Beschaffenheit des griechischen Kultus brachte es mit sich, daß man sich bei der Wahl der für die Verehrung einer Gottheit bestimmten Örtlichkeit von ganz anderen Rücksichten leiten ließ, als die Bekenner monotheistischer Religionen zu thun pflegen. Bei den letzteren ist der Hauptzweck einer Kultusstätte, als Versammlungsort zu dienen, an welchem man gemeinsam in dieser oder jener Form dem höchsten Wesen seine Verehrung darbringt. Ein solcher Zweck lag den Griechen durchaus fern. Die Kultusstätten sind lediglich für die Gottheit, nicht für die Erbauung der Frommen da. Ein Tempel ist daher auch kein wesentliches Erfordernis einer Kultusstätte, und es hat lange Zeit der griechische Kultus ohne Tempel bestehen können. Wo man zum Bau derselben überging, vermied man grundsätzlich die Umgebung lärmgefüllter Straßen, auch umgab man die Tempel mit Hainen, in denen die der betreffenden Gottheit heiligen Bäume wuchsen, oder mindestens mit Höfen, deren Umfassungsmauern den heiligen Bezirk von der profanen Welt gänzlich absonderten. Als die von Natur geeignetsten Plätze zur Errichtung einer Kultusstätte erscheinen diejenigen, an

welchen man sich die Gottheiten von Zeit zu Zeit mit Vorliebe verweilend dachte. Als folche Lieblingsplätze, namentlich der himmlifchen, den hohen Olympos bewohnenden Götter, fah man luftige Bergeshöhen, ftille Haine und Grotten, befonders in der Nähe von Quellen oder fonftigen fließenden Gewässern an. Daher finden wir die ältesten Kultusftätten in Griechenland an folchen laufchigen, vom Weltverkehr abgefonderten und zu träumerifchem Naturgenuß einladenden Plätzen. Doch konnte man naturgemäfs dabei nicht ftehen bleiben. Den Gottheiten, unter deren Schutze der Staat oder einzelne Gemeinden ftanden, konnten der Heiligtümer innerhalb der Mauern der Stadt nicht entbehren. Aber man verlegte diefelben entweder auf die Burgen, wenn folche da waren, oder man forgte doch fonft dafür, dafs fie möglichft fernab von dem lärmenden Geräufch der Strafsen blieben.

Das wefentlichfte Merkmal einer Kultusftätte ift, wie fchon bemerkt wurde, nicht der Tempel, wohl aber der Altar, d. h. die Brandftätte, welche zur Darbringung des Opfers diente. Denn Opfer und Gefchenke erfchienen dem kindlichen Sinne der ältesten Bewohner Griechenlands als das natürlichfte Mittel, fich der Gnade und des Wohlwollens der Himmlifchen zu verfichern, ihren Zorn zu entwaffnen. Die ältesten Altäre waren ohne Zweifel fehr kunftlos, fie befanden aus übereinander gefchichteten Rafenftücken oder Steinen, und der auf Delos gezeigte, aus gefchickt zufammengefügten Ziegenhörnern errichtete Altar des Apollon war wohl der einzige diefer Art, fonft würden ihn die Griechen gewifs nicht zu den fieben Weltwundern gezählt haben. Von ihm erzählte die fromme Sage, dafs ihn der Gott felbft aus den Hörnern der von ihm und feiner Schwefter Artemis erlegten Ziegen errichtet habe. Allmählich ging man dann felbftverftändlich dazu über, folche Altäre, die zu dauerndem Gebrauche beftimmt waren, kunftgerecht mit Zuhilfenahme des Mörtels aufzubauen, und fie mehr und mehr mit Schmuck-

werk aller Art zu verstehen, bis man schliesslich mit solchen Prachtbauten endete, wie der in neuerer Zeit so viel besprochene Zeusaltar bei Pergamon in Kleinasien, von dessen herrlichen Skulpturen das Museum zu Berlin eine ansehnliche Menge besitzt. Solche Riesenaltäre erforderten natürlich einen von mächtigen Quadern errichteten Unterbau. Ein Seitenstück zu diesem pergamenischen Altar war der stattliche Zeusaltar zu Olympia, dessen Umfang 39 m bei 6 m 88 cm Höhe betrug.

Die Gestalt der Altäre war sehr verschieden: wir finden runde, cylinderförmige, quadratische, sechseckige und achteckige Altäre, wiederum andere bildeten ein längliches Viereck. Manchmal waren sie an den Ecken mit hornartig gebogenen Handhaben versehen, die zum Aufhängen der Kränze dienten, auch wohl zum Anfassen bei feierlichen Schwüren. Wohl zu unterscheiden von den stets nur unter freiem Himmel stehenden Brandopferaltären sind die meist tragbaren Opfertische innerhalb der Tempel, deren man sich zum anzünden von Räucherwerk oder zum Niederlegen von allerlei Gaben bediente.

Der nebenstehend abgebildete (Fig. 1) cylinderförmige Altar ist ein Heroenaltar von der Insel Lesbos.



Fig. 1. Heroenaltar von Lesbos.

**Tempel.** Der Zweck des griechischen Tempels besteht lediglich darin, dem Bilde der betreffenden Gottheit ein schützendes Obdach zu gewähren. So lange also der Kultus sich noch mit allerlei Symbolen an Stelle der Götterbilder begnügte oder die letzteren noch unansehnliche und kunstlos aus Holz geschnittene Figuren waren, machte sich auch kein Bedürfnis eines Tempels fühlbar. Wie dies auch von unsern heidnischen Vorfahren berichtet wird, liebten es die Griechen, ihre Götterbilder und Göttersymbole in heiligen Bäumen aufzuhängen. Eine solche mit Symbolen behangene Fichte nebst

zugehörigem Altar zeigt Fig. 2. Der griechische Tempel hat sich aus unansehnlichen Anfängen erst im Laufe von Jahrhunderten zu dem Glanze entwickelt, den



Fig. 2. Heilige Fichte mit ihrem Altar.

die Prachtbauten des fünften Jahrhunderts und späterer Zeiten zeigen. Die ersten Tempel waren Holzbauten von sehr einfacher Konstruktion, oft nur ein von vier Stützen getragenes Dach, wie dies die untenstehende Abbildung einer Bronze von Mylafa zeigt (Fig. 3). Mit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts aber wurden die hölzernen Tempel allmählich durch Steinbauten verdrängt, die man mit der zunehmenden Vervollkommenung der Architektur immer glänzender und schmuckreicher herstellte.

Die Anlage des griechischen Tempels war dem einfachen Zwecke entsprechend im Grunde eine höchst einfache. Auf einem Unterbau (Krepidoma) von in der Regel drei Stufen wurde das

eigentliche Tempelgebäude in Form eines Rechtecks und mit einem Eingange auf der östlichen Schmalseite errichtet. Diese Richtung nach Osten war unbedingtes Erfordernis bei jeder Tempelanlage, weil im Osten die Sonne aufgeht und die Morgenseite die glückverheißende Himmelsgegend ist. Die Griechen waren in solchen



Fig. 3. Bekleidetes Xoanon des Zeus Labrandeus.

Dingen sehr abergläubisch. Eben dahin gehört, daß die Zahl der Stufen des Unterbaus wie auch die Zahl der etwa eingelegten Treppenstufen stets eine ungleiche sein mußte, damit der Besucher des Tempels mit dem rechten Fusse die erste

Stufe betretend auch wiederum mit dem rechten Fusse die Höhe der Plattform erreichte.

Der Hauptteil des griechischen Tempels ist die Cella, der zur Aufnahme des Götterbildes bestimmte Raum, welches an der hinteren Wand aufgestellt zu werden pflegte. Von dem Privathause unterscheidet sich der Tempel dadurch, daß eine Säulenreihe entweder um das ganze Gebäude herumläuft, so daß daselbe an allen vier Seiten mit einer offenen Halle umgeben ist, oder daß die Säulenstellung sich auf die beiden Schmalseiten, in seltenen Fällen bloß auf die Ostseite beschränkt. Die Zahl der Säulen war an den Schmalseiten stets eine gerade, um die in der Mitte der Cella liegende Flügelthür nicht zu verdecken. Dagegen pflegte man den Langseiten, die ohne Thüren waren, eine ungerade Säulenzahl zu geben, und zwar so, daß z. B. einer Vorderseite mit sechs Säulen eine Langseite mit dreizehn Säulen entsprach.

Der Aufbau des Tempels vollzieht sich nun in folgender Weise. Auf den Säulen, welche wiederum gewöhnlich aus drei Theilen bestehen, der Basis, dem Schaft und dem Kapitäl, ruht das mächtige Gebälk. Dieses besteht zunächst aus dem *Architrav* oder *Epistylon*, aus mächtigen Steinbalken gebildet, die von einer Kapitälmitte zur andern reichen. Der Architrav blieb in der Regel ohne allen plastischen Schmuck, höchstens verfuhr man ihn mit Weiheinschriften, oder man hing Weihgeschenke an demselben auf, wie dies z. B. an dem Parthenon zu Athen der Fall war. Über dem Architrav erhebt sich, durch ein vortretendes Plättchen oder schmales Band mit demselben verknüpft, der *Fries*, dessen Fläche mit einem für die Bestimmung des Tempels bedeutamen Bilderschmucke versehen zu werden pflegte. In Beziehung auf den Fries herrscht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Tempeln ionischen und dorischen Stils. Während nämlich derselbe bei den ersteren eine durchaus ungegliederte Fläche bildet und demgemäß mit einem ununterbrochenen Relief versehen ist,

wird er bei den letzteren in regelmässigen Zwischenräumen durch vor springende Steinplatten unterbrochen und dadurch in eine Reihe quadratischer Felder abgeteilt. Diese vor springenden Steinplatten führen den Namen *Triglyphen* (Dreischlitze), weil sie durch Kanäle von scharfen Austiefungen belebt sind, die zwischen den Triglyphen liegenden quadratischen Felder heissen *Metopen*. Man pflegte sie mit Reliefdarstellungen (meist in Marmor) auszufchmücken. Fig. 4 zeigt



Fig. 4. Metope.

eine solche Metope vom Parthenon (Szene aus der Kentauro-machie).

Den Abschluss des ganzen Gebäcks bildet das *Kranzgefims* oder *Geison*, eine über den Fries zum Schutze desselben gegen den Regen weit vor springende Steinplatte. Auf ihm ruht an den Langseiten das in sanfter Schrägung aufsteigende Dach, an den Schmalseiten erhebt sich über demselben das *Tympanon*, ein durch die schräge Konstruktion des Daches entstandenes dreieckiges Feld, welches an seinen beiden oberen Seiten von einem ähnlichen Gefims begrenzt wird. Beide Dreiecke, sowohl dasjenige an der Vorderseite wie dasjenige an der Rückseite des Tempels, pflegten mit einem gröfseren

Bilderfchmucke verfehen zu werden, der bedeutfame Szenen aus dem Leben der betreffenden Gottheit darftellte. Wo die das Tympanon begrenzenden Gefimfe im Dachfirft zufammenlaufen, pflegt eine Deckplatte (Plinthus) angebracht zu werden, die irgend eine Verzierung, eine Giebelblume oder auch eine kleine Statue, trägt. Ähnliche Verzierungen fchmückten die unteren Enden des Giebels. Gekrönt wird das Gefims durch eine hohle *Rinnleifte* (*Sima*), hinter welcher das Regenwaffer fich fammelt, um durch an den Ecken angebrachte Tierköpfe (Dachfpeier) zur Erde zu fliefsen. Zum befferen Verftändnis des Gefagten diene die (Fig. 5) abgebildete Faffade des sogenannten Themistempels zu Rhamnus.

Gehen wir nun von dem äufseren Auftrifs zur inneren Einrichtung des griechifchen Tempels über, fo umfchließen die rechteckig geformte Cella (*ναός*), welche nur auf der Oftfeite einen Eingang hat, vier fteinerne Wände, die wir uns nicht kahl, fondern mit Weihgefchenken aller Art oder auch mit Wandgemälden gefchmückt zu denken haben. Die Decke ift flach, meift aus dem dauerhaften Zedernholz hergeftellt, und nicht ohne mancherlei Zierrat. Zur Erhellung des Innern mußte das durch die Eingangsthür fallende fchwache Licht genügen, oder man machte, wie dies namentlich bei größeren Tempeln immer mehr Regel ward, eine Vorrichtung, durch welche ein Teil der Celladecke und des darüber befindlichen Daches zeitweife entfernt werden konnte. Bei manchen war die Öffnung wohl überhaupt nicht verfhließbar, wie man das noch heute bei dem Pantheon in Rom fehen kann. Solche Tempel führen den Namen Hypäthraltempel. Ihre Einrichtung bedingte es, dafs die Decke durch eine doppelte Reihe von Säulen geftützt werden mußte. Sitzbänke gab es natürlich nicht, doch kommen grofse, reichgefchmückte Prifterfitze mehrfach vor. Alles was die Cella außer dem Bilde der Gottheit enthielt, waren ein oder mehrere Altäre oder Opfertifche zum Niederlegen von Weihe-

gaben. Manche Tempel hatten nicht einmal ein Kultusbild, man begnügte sich eben mit einem Symbol. Dies ist z. B. bei Tempeln der Hestia, deren Symbol das Feuer war, feststehender Gebrauch. Bei gröfseren Tempeln pflegte



Fig. 5. Fassade des Themistempels zu Rhamnus.

von der Cella durch eine Zwischenwand noch ein Hinterraum (*Opisthodomos*) abgetrennt zu werden, der von den Behörden zur Aufbewahrung wichtiger Dokumente und öffentlicher Gelder benutzt wurde.

Vor der Cella befindet sich stets eine entweder nur nach der Ostseite oder auch nach Norden und Süden offene Vor-

halle (Pronaos), welcher der Symmetrie wegen in der Regel eine ähnliche Halle auf der Westseite (Posticum) entspricht. Bei beiden ist die Decke durch Säulen gestützt. Auf diese Weise erhält man die einfachsten Grundformen des griechischen Tempels. Ist nämlich die Halle ganz offen, so hat man den *Amphiprostylos*, dessen Grundriß Fig. 6 zeigt, ist sie aber nach Norden und Süden durch eine Wand abgeschlossen, so hat man den sogenannten *Antentempel* (templum in antis), wie es Fig. 7 zeigt. Eine seltener vorkommende Form ist der

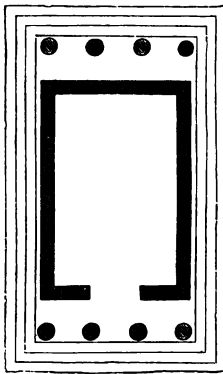


Fig. 6. Amphiprostylos.

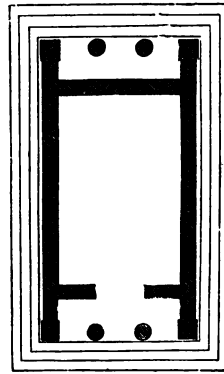


Fig. 7. Antentempel.

*Prostylos*, welcher nur an der Vorderseite eine völlig offene Vorhalle hat, auf der Rückseite aber mit der Cellamauer abschließt. Bei größeren Tempeln ist der ganze in einer dieser drei Grundformen ausgeführte Bau noch von einer rings um denselben sich hinziehenden Säulenhalle umgeben, was dem Gebäude gleich ein viel stattlicheres Aussehen giebt. So angelegte Tempel heißen Peripteraltempel. Um auch diese Form dem Auge zu veranschaulichen, geben wir in Fig. 8 den Grundriß eines der wenigen noch ziemlich vollständig erhaltenen Tempel des griechischen Altertums, des sogenannten Theseions in Athen. Dieser Tempel ist wohl nur dadurch der Zerstörung entgangen, daß man ihn im Mittelalter in

eine chriftliche Kirche umgewandelt hatte. Heute dient er als Muſeum für Kunſtdenkmäler aller Art. Wie man leicht ſieht, iſt der Kern des Gebäudes ein Antentempel, um den eine von 34 Säulen getragene Halle herumläuft. Die Breite beträgt etwas über 14 m, die Länge faſt 33 m. Ähnlich war der nur noch in Trümmern vorhandene berühmte Parthenon auf der Akropolis von Athen angelegt, nur daß hier den Kern ein Amphiproſtylos bildete und hinter der Cella ſich ein ziemlich geräumiger Opifthodom befand. Er war freilich auch erheblich größer als das Theſeion, denn ſein Dach ruhte auf 46 Säulen, ſeine Breite betrug 31 m

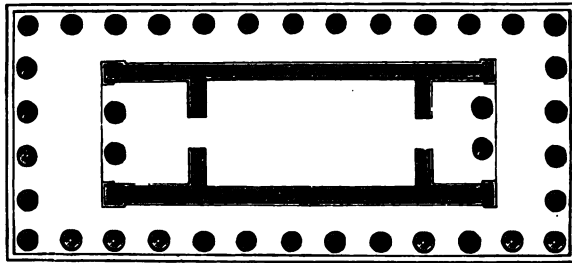


Fig. 8. Theſeion in Athen.

61 cm und ſeine Länge 71 m 5 cm. Vergleiche den Grundriß Fig. 9.

Noch größere Tempelbauten umgab man ſtatt mit einer einfachen mit einer doppelten Säulenhalle. Ein ſolcher Tempel heißt *Dipteros*. Das bekannteſte Beiſpiel dieſer Gattung und zugleich der größte Tempel des griechiſchen Altertums war der prachtvolle Tempel der Artemis zu Epheſus, der bekanntlich im Jahre 356 v. Chr. abbrannte. Er zählte zu den ſieben Weltwundern und hatte eine Länge von 133 m bei 69 m Breite. Durch Alexander den Großen wieder hergeſtellt, wurde er ſpäter durch ein Erdbeben von neuem zerſtört. Ein zweites Beiſpiel der dipteralen Tempelanlage, um anderer nicht zu gedenken, iſt der unter Piſiſtratus be-

gonnene, aber erst durch Antiochus Epiphanes zur Vollendung gebrachte Zeustempel zu Athen, dessen ansehnliche Trümmer noch heute eine Zierde der Stadt sind. Er hatte eine Länge von 112 m 36 cm bei einer Breite von 54 m 15 cm.

Indem wir die Abarten des Pseudoperipteros und Pseudodipteros als zu selten vorkommend übergehen, erwähnen wir noch, daß hin und wieder auch Rundtempel bei den Griechen vorkommen. Sie waren entweder ganz offen, nur ein von Säulen getragenes Dach, oder hatten eine Cella mit Säulenumgang.

In manchen Tempeln gab es außer der Cella noch ein Allerheiligstes (Adyton), hinter oder auch unter derselben, das nur die Priester und auch diese nur zu gewissen Zeiten betreten durften. Oder es war die Cella selbst ein Adyton, wie im Tempel der Hera zu Ägium in Achaja.

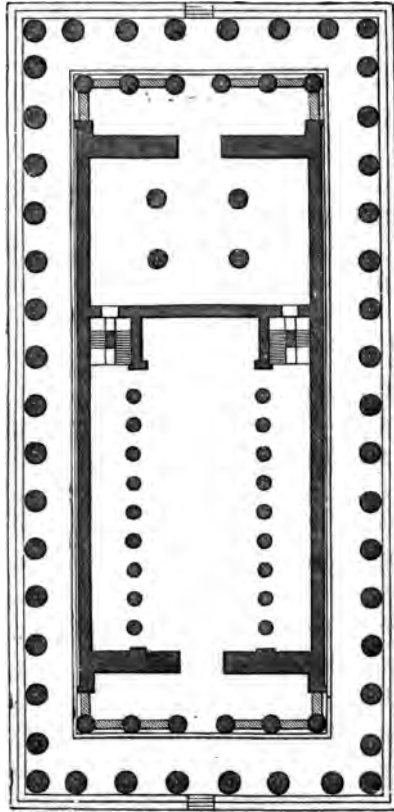


Fig. 9. Grundriß des Parthenons auf der Akropolis zu Athen.

Als Regel ist es anzusehen, daß jeder Tempel nur einer Gottheit geweiht ist, aber es giebt auch Ausnahmen. Verwandte und ihrer Natur nach eng zusammengehörige Gottheiten, wie Zeus und Dione, Kronos und Rheia, Demeter und Kora,

Apollon und Artemis, Apollon und die Mufen, Athene und die Semnen (Eumeniden), Hermes und Herakles, laffen sich auch wohl an einem Tempel genügen. Tempel aller Götter, wie das Pantheon in Rom, kommen fehr felten vor.

Die griechifchen Tempel fanden keineswegs zu allen Zeiten und für jedermann offen. Es gab deren, die nur einmal im Jahre, an dem Feste des betreffenden Gottes, geöffnet wurden, es gab ferner folche, die von Laien überhaupt nicht betreten werden durften, andere, von denen nur gewiffe Klaffen von Perfonen ausgefchloffen waren. So gab es in Chäronea einen Tempel der Leukothea, den kein Sklave oder Sklavin, auch kein Ätoler betreten durfte. Von den Heiligtümern der Schutzgottheiten waren faft überall die Fremden ausgefchloffen.

An manchen Tempeln und heiligen Hainen haftete ein befonderes Afylrecht, fo dafs jeder, welcher dort eine Zuflucht gefucht hatte, gegen Verfolgung gefchützt war, und fich dort aufhalten konnte, fo lange es ihm beliebte und er Mittel zum Leben befafs. Im allgemeinen find zwar alle Tempel Afyle, doch gewährten nicht alle ein unbedingtes Schutzrecht. Und wenn man auch Bedenken trug, den Übelthäter im Tempel zu ergreifen und mit Gewalt wegzuführen, fo durfte man ihn doch belagern und durch Entziehung aller Nahrung zur Ergebung zwingen. Bekannt ift, dafs der fpartanifche König Paufanias, der fich, nachdem fein Verrat offenkundig geworden war, in den Tempel der Athene geflüchtet hatte, auf diefe Weife eines fchmählichen Hungertodes farb. Als die von Kleomenes überwundenen fechstaufend Archiver fich in den Hain ihres Landesheros Argos geflüchtet hatten, wagte Kleomenes nicht, ihnen dahin zu folgen, aber er liefs den Hain durch Heloten anzünden, um die Sünde nicht auf das Haupt feiner Spartiaten zu bringen. Ein unbedingtes Afylrecht haftete an dem Tempel der Athene Alea in Tegea. In diefen flüchtete fich der fpartanifche König Paufanias II.

nach der unglücklichen Schlacht bei Haliartus und brachte dafelbst sein ganzes übriges Leben zu. Auch das Heiligtum des Poseidon, in welchem Demosthenes vor den Schergen der Makedonier Schutz suchte, gehörte zu den bevorrechteten Afylen, desgleichen der Cypressenhain der Ganymeda bei dem Tempel derselben auf der Akropolis zu Phlius. Gefangenen nahm man hier die Fesseln ab und hing sie als Weihgeschenk an den Bäumen auf. Der Platanenhain des Zeus Stratios in Labranda war so heilig, dafs selbst die Perser es nicht wagten, die dorthin geflüchteten Karier anzugreifen.



Altar als Afyl.



### III.

## Götterbilder und Weihgeschenke.

---

Das Götterbild ist, wie schon erwähnt wurde, keineswegs ein notwendiges Erfordernis eines Tempels. Kostbare und künstlerisch bedeutende Götterbilder hatten in der Regel nur solche Tempel, welche nicht eigentlich für Kultuszwecke gebaut waren, sondern um den Mittelpunkt einer glänzenden Festfeier abzugeben, wie der Parthenon in Athen und der Zeustempel zu Olympia. Die eigentlichen Kulttempel begnügten sich auch in der späteren Zeit, als die griechische Plastik ihren Höhepunkt erreicht hatte, mit den kunstlosen Götterbildern einer älteren Zeit oder gar mit bloßen Symbolen. Die letzteren waren zweifellos die ursprünglichste Art, sich die unsichtbare Gottheit bildlich vorzustellen. Geräte aller Art, Steine, Pflanzen, Tiere, unter letzteren mit Vorliebe die Schlange, dienten als Symbole, bis mit der zunehmenden Verbreitung der anthropomorphischen Vorstellung von den Göttern mehr und mehr das Bedürfnis sich geltend machte, den letzteren menschliche Gestalt zu geben. So entstanden zuerst die geschnitzten Holzbilder (Xoana) von nicht allzu-großen Dimensionen. Man bildete sie, und zwar in der Regel aus solchen Bäumen, die der betreffenden Gottheit

heilig waren, aufrecht stehend, mit ungetrennten Beinen und geschlossenen Augen, die Arme lagen fest geschlossen am Leibe oder waren steif vorgestreckt (f. Fig. 3). Man bemalte und bekleidete dieselben und behing sie mit goldenen Spangen, Ohringen, Ketten und sonstigem Schmuck. Ein künstlicher Scheitel durfte selbstverständlich nicht fehlen. Sie zu waschen, anzukleiden und zu frisieren war Sache der Priester und Priesterinnen. Ein wesentlicher Fortschritt in der Technik dieser ältesten Götterbilder knüpft sich an den mythischen Namen *Dädalos*. Dieser soll zuerst denselben die Augen geöffnet, die Beine voneinander getrennt und den Armen eine freiere Bewegung eingeräumt haben. Es leuchtet ein, daß damit erst die Entfaltung individuellen Lebens ermöglicht wird, oder mit andern Worten, daß das rohe Handwerk aufhört und die Kunst beginnt. Auf den Namen *Dädalos* ist natürlich nichts zu geben. Man übertrug in Ermangelung einer sicheren Kunde auf diesen mythischen Künstler, was die Technik im Laufe von Jahrhunderten an Fortschritten zu verzeichnen hatte. Einen noch höheren Aufschwung nahm die Kunst, als man den Marmor für deren Zwecke zu bearbeiten gelernt hatte und die Goldelfenbeinplastik erfunden war, deren man sich gern für kolossale Götterbilder in Festtempeln bediente. Ihre glänzendste Blüte erlebte die religiöse Plastik in der Zeit nach den Perseerkriegen bis auf Alexander den Großen. Welcher Gebildete kennt nicht die Namen Phidias und Polyklet, wenn auch von ihren herrlichen Meisterwerken fast keine Spur übrig geblieben ist?

Die Götterbilder, namentlich diejenigen, welche eigentliche Kultbilder waren, wurden, wie schon erwähnt, bemalt, bekleidet und mit Schmuck aller Art behängt. Die Thatfache der Bemalung marmorner Statuen, früher viel bestritten, steht heute unzweifelhaft fest. Künstlerisch wertvolle Götterbilder konnten sich selbstverständlich nur reiche Tempel oder sehr wohlhabende Privatleute leisten. Im allgemeinen begnügte

sich der häusliche Kultus mit kleinen Figuren von Holz, Thon oder Wachs. Dafs es im griechischen Altertum auch angeblich wunderthätige Götterbilder gab, ferner solche, die

Fig. 10. Opfernden und Tempelgeräthschaften.



schwitzen, weinen und die Augen verdrehen konnten, gleichwie es heute noch dergleichen Marien- und Heiligenbilder geben soll, erwähnen wir nur nebenher.

**Weihgeschenke.** Einen wesentlichen Schmuck des griechischen Tempels machten die Weihgeschenke aus, die je nach ihrer Beschaffenheit entweder in der Cella aufgestellt oder an den Thürpfosten, den Innen- und Außenwänden wie an den Säulen oder auch um den Tempel herum innerhalb des heiligen Bezirkes aufgehängt wurden. Manche von der Gunst des Publikums bevorzugte Tempel hatten deren so viele, daß es unmöglich war, sie alle unterzubringen. Jedenfalls war die Bereitwilligkeit, solche Geschenke den Göttern darzubringen, bei den alten Griechen in höherem Maße vorhanden, als in unserer glaubensarmen Zeit. Die Gegenstände selbst waren natürlich je nach der Veranlassung des Geschenks und den Mitteln des Schenkenden sehr verschieden. Fürsten und reiche Gemeinden bekundeten ihre Dankbarkeit für besondere Gnadenerweisungen der Götter durch kostbare Geschenke von Silber und Gold, Dreifüße, Opferchalen, Kannen und dergleichen mehr, aber die Gottheit verschmähte auch die dürftige und geringe Gabe des Armen nicht, wenn sie ihr nur in frommer Gefinnung dargebracht wurde. Hier weihte ein armer Musiker eines seiner Instrumente, dort ein Fischer sein Netz, ein Zimmermann sein Beil, ein Kriegsmann seine Waffe. Jungfrauen, wenn sie zur Ehe schritten, pflegten der Artemis ihren Gürtel zu weihen. Nach einer glücklich überstandenen Krankheit das Haar abzuschneiden und den rettenden Heilgöttern als Opfer darzubringen, war eine viel verbreitete Sitte, wie denn überhaupt die Weihe des Haares als ein Zeichen der höchsten Hingebung und Verehrung galt. Mit dem Haar pflegte zugleich auch die Spange oder das Band, welche dasselbe zusammengehalten hatten, geweiht zu werden. Wer die Mittel dazu hatte, schenkte auch wohl ein Gewand zur Bekleidung des Götterbildes, ein Halsband, eine Armspange, Ohrgehänge und dergleichen Schmuck.

Die kostbarsten Weihgeschenke pflegten nach einem glücklich beendigten Kriege von den Siegern gespendet zu werden.

So ist es bekannt, daß nach der Schlacht bei Platää die verbündeten Griechen dem delphischen Apollon einen kostbaren goldenen Dreifuß weiheten, der auf einem ehernen dreiköpfigen Drachen stand; desgleichen zu Olympia ein ehernes Zeusbild von zehn Ellen Höhe. Die kolossale Erzstatue der Athena Promachos auf der Akropolis zu Athen, ein Meisterwerk des Phidias, war der Ausdruck des Dankes gegen die schützende Landesgöttin für den herrlichen Sieg bei Marathon. Nach dem Doppelsiege über die Perfer am Eurymedon weiheten die Athener nach Delphi eine ehernen vergoldete Palme mit der Eule, dem Vogel der Athene, und Datteln zwischen den Zweigen; vor dem Baume stand das Bild der bewaffneten Göttin. Und so ließen sich noch viele derartige Weihgeschenke, die aus ähnlichen Anlässen gespendet worden sind, nennen, wenn diese Aufzählung nicht zu ermüdend wäre.

Aber nicht bloß tote Gegenstände, auch lebende Tiere, ja sogar Menschen wurden der Gottheit zum Geschenk gemacht. Dergleichen Tiere wurden in dem Tempelbezirke gehalten und durften zu keinem profanen Gebrauche verwendet werden. Gelegentlich nahm man an den Festen der betreffenden Gottheit das eine oder andere Stück, um es als Opfertier zu schlachten. Die einer Gottheit geschenkten Menschen wurden sogenannte Hierodulen (Tempelklaven), die dann gewisse Dienste oder Abgaben leisten mußten oder bei Beackering der zum Tempel gehörigen Ländereien ihre Verwendung fanden.





#### IV.

### Das Opfer.

---

Der wichtigste Bestandteil des Götterdienstes der Alten ist das Opfer, dessen Ursprung in der kindlichen Vorstellung zu suchen ist, daß man durch Darbringung von Geschenken an die Gottheit auf den Willen derselben bestimmend einwirken, sie zur Gewährung einer Bitte bewegen oder ihren Zorn über eine strafwürdige Handlung beschwichtigen könne. Nicht minder natürlich erscheint daselbe aber auch als einfacher Ausdruck der Verehrung, auf welche die Götter als die Geber aller guten Gaben seitens der Menschen gerechten Anspruch erheben können, und der bekannte Mythos, wonach es in Mekone zu einer förmlichen Auseinandersetzung darüber zwischen Göttern und Menschen gekommen sein soll, ist nichts als eine poetische Fixierung dieser Vorstellung.

Die Opfer selbst sind sehr verschiedenartig je nach der Veranlassung derselben und dem dazu verwendeten Material. In ersterer Hinsicht sind sie entweder *Ehrenopfer*, d. h. solche Opfer, welche einer Gottheit an feststehenden Tagen oder infolge einer besonderen Veranlassung aufsergewöhnlich als schuldiger Tribut dargebracht wurden, oder *Bittopfer*, um die Gottheit für irgend ein Vorhaben oder Unternehmen gnädig

zu stimmen, oder *Dankopfer* für die gewährte Hilfe, wobei zu bemerken ist, daß solche Opfer in der Regel im Augenblicke der Not gelobt wurden. Zu diesen drei Arten des Opfers gefellt sich viertens das *Sühnopfer*, welches dazu dient, einen einzelnen oder ganze Geschlechter und Gemeinden von der Befleckung zu reinigen, die sie sich durch Verletzung geheiligter Rechte und Satzungen zugezogen haben. Zu den Sühnopfern gehören namentlich auch die weiter unten zu besprechenden Menschenopfer.

Rücksichtlich der beim Opfer zur Verwendung kommenden Gegenstände ist zu unterscheiden zwischen *unblutigen* und *blutigen* Opfern. Die unblutigen Opfer können erstlich fogen. *Fruchtopfer* sein, d. h. man brachte den Göttern die Erstlinge des Feldes, also Früchte aller Art, als schuldigen Tribut dar, welche zum Teil verbrannt wurden, zum größeren Teil aber zu dem Naturaleinkommen der Priester gehörten. Und zwar brachte man solche Opfer nicht bloß denjenigen Gottheiten dar, die wie Demeter und Dionysos speziell als Vorsteher des Ackerbaus und der Baumzucht galten, sondern auch anderen Gottheiten je nach dem örtlichen Herkommen. So opferten z. B. die Athener dem Sommergott Apollon am Thargelienfeste die Erstlinge der Feldfrüchte, desgleichen demselben Gotte und den Horen gekochte Bohnen am Feste der Pyanepsien. Als eine Art von Fruchtopfer kann auch das Opfern von allerlei Kuchen und Backwerk angesehen werden, deren man fast für jedes Fest besondere Arten hatte. Dem Apollon z. B. opferte man gern Backwerk, welches die Gestalt einer Lyra oder eines Bogens hatte. Ärmere Leute, welche ein wirkliches Tieropfer nicht erschwingen konnten, schenkten auch wohl Kuchen in Gestalt von Schafen, Rindern oder Schweinen. Diese Opferkuchen wurden teils verbrannt, teils nur auf die Altäre niedergelegt, von denen sie dann nach kurzer Zeit wieder verschwanden.

Ebenso uralte wie das Fruchtopfer und gewöhnlich mit

demselben verbunden ist das *Trankopfer*, welches als die einfachste und bequemste Art des Opfers von den Alten auch gern für sich allein, namentlich bei häufig wiederkehrenden kleineren Anlässen, als vor dem Antritt einer Reise, vor dem Schlafengehen u. f. w., angewendet wurde. Das gewöhnliche Trankopfer für die olympischen Götter war unvermischter Wein, d. h. bei einem wirklichen Opfer, wovon wohl der Gebrauch zu unterscheiden ist, daß man bei Mahlzeiten oder Symposien das eigene Trinken des bekanntlich nur mit Wasser vermischten genossenen Weines durch Ausgießen einer Spende (*libatio*) heiligte. Dagegen durften den Göttern der Unterwelt nur weinlose Opfer dargebracht werden. Man bediente sich dazu verschiedener Mischungen aus Honig, Milch, Öl und Wasser. Milch und Öl opferte man auch den Nymphen und ebenso erhielten die Mufen und die Lichtgottheiten Helios, Selene und Eos nur weinlose Opfer. Die Grabspenden bestanden aus Wein und Milch.

*Rauchopfer* kommen sowohl in Verbindung mit Tieropfern vor, wo sie wohl dazu dienen mochten, die nicht immer angenehmen Düfte zu verbessern, als auch in Verbindung mit unblutigen Opfern und für sich allein. In der älteren Zeit bediente man sich vorzugsweise des Holzes und der Beeren einer einheimischen Zedernart. Seit dem siebenten Jahrhundert kam der orientalische (indische) Weihrauch in steigenden Gebrauch.

Wir gehen nun über zu den *blutigen* Opfern. Unter diesen nimmt die erste Stelle das *Tieropfer* ein. Was zuerst die Tiergattungen betrifft, welche zum Opfer gebraucht wurden, so nehmen die Haustiere und zwar solche, deren Fleisch von den Menschen genossen wird, die erste Stelle ein. Homer kennt noch keine anderen Opfertiere. Denn wo Pferdeopfer erwähnt werden, schlachtet man diese Tiere nicht, sondern stürzt sie lebend in einen Fluß oder ins Meer. Sie sind eben kein Speiseopfer. Ähnlich verhielt es sich mit Hunden und

Eseln, die auch nur selten geopfert wurden, Hunde z.B. der Hekate, Esel dem Priapus. Die beliebtesten Opfertiere sind also Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, jedoch mit der Einschränkung, daß Schweine nur den chthonischen Göttheiten geopfert werden konnten. Von gefiederten Haustieren kommen Hühner, Enten und Gänse zwar als Opfertiere vor, aber im ganzen doch nur selten. Die ersteren wurden dem Asklepios und verwandten Heilgöttern gern als Dankopfer nach glücklich überstandener Krankheit dargebracht. So befahl bekanntlich der sterbende Sokrates seinen Schülern, wenn er tot sein würde, dem Asklepios einen Hahn zu opfern, weil in seinen Augen der Tod eine Genesung von langer Krankheit war. Doch fanden, wie auch Enten und Gänse, die Hühner mehr im Privatkultus Anwendung. Wildpret fand im allgemeinen beim Opfer keine Verwendung, ebensowenig Fische. Wenn gleichwohl die Fischer am See Kopais von ihren fetten Aalen den Göttern opferten, so ist das eben eine Ausnahme.

Die Zahl der jedesmal geopferten Tiere schwankte natürlich gewaltig je nach den Mitteln des Opfernden und der Wichtigkeit des Anlasses. Reiche Fürsten, wohlhabende Gemeinden und Privatleute verschwendeten dafür nicht selten große Summen. So opferte Konon zur Feier der vollendeten Wiederherstellung der athenischen Mauern hundert Stiere, womit natürlich eine allgemeine Bewirtung des Volkes verknüpft war. Eine volle Hekatombe von Stieren opferte auch Kleisthenes, der Tyrann von Sikyon, zur Feier der Vermählung seiner Tochter, und so ließen sich noch viele Beispiele eines ähnlichen Luxus namhaft machen. Wir begnügen uns, noch darauf hinzuweisen, daß schon im dritten Buche der Odyssee ein Opfer von einundachtzig Stieren vorkommt, welches Nestor im Namen der Pylier dem Poseidon darbringt.

Was die Beschaffenheit der Opfertiere anbetrifft, so waren Geschlecht und Farbe derselben nicht gleichgültig. Männlichen

Gottheiten opferte man männliche, den weiblichen weibliche Tiere, doch scheint diese Regel nicht ganz streng innegehalten zu sein. Den olympischen Göttern waren weiße Tiere besonders angenehm, den Meeres- und Unterweltsgöttern aber schwarze. Desgleichen opferte man den letzteren nur weibliche oder verschnittene Tiere, was wiederum bei den übrigen Göttern als anstößig galt. Im übrigen ging man von dem Grundsatz aus, daß man den Göttern nur das Beste und Vollkommenste zum Geschenk darbringen dürfe, und hielt deshalb mit der größten Strenge darauf, daß das Opfertier an allen Gliedern vollkommen gesund und makellos sei; in dieser Hinsicht eine sorgfältige Prüfung anzustellen, war eine der wichtigsten Pflichten der Opferpriester. Am liebsten nahm man junge, weder zum Dienst der Menschen noch zur Aufzucht gebrauchte Tiere.

Neben dem Tieropfer haben die Griechen bis spät in die historische Zeit hinein das *Menschenopfer* gekannt. Hieraus zu folgern, daß die Griechen in der Urzeit Menschenfresser gewesen seien, ist natürlich eine Abgeschmacktheit, von der man kaum glauben sollte, daß sie von ernsthaften Leuten ernsthaft ausgesprochen worden ist. Die Sache erklärt sich ganz natürlich auf diese Weise, daß man zur Abwendung großer und allgemeiner Übel oder zur Sühne einer sehr schweren Verschuldung kein Bedenken trug, den Göttern auch das Teuerste und Liebste zu opfern.\*) So opferte Erechtheus seine Töchter, um den Zorn des Poseidon zu beschwichtigen, dessen Sohn Eumolpos er im Kampfe mit den Eleusiniern erschlagen hatte; so opferte sich Menökeus, der Sohn des thebanischen Königs Kreon, selbst, um durch Veröhnung des Ares die Gefahr von seiner Vaterstadt abzuwenden, als sie durch den Zug der Sieben bedroht war. Agamemnon durfte

---

\*) Man lese den Roman von G. Ebers, „Die Nilbraut“, wo ein solches selbst noch in der christlichen Zeit (7. Jahrhundert n. Chr.) in Ägypten vorkommendes Menschenopfer beschrieben ist.

Seemann, Gottesdienstliche Gebräuche etc.

sich nicht weigern, seine Tochter Iphigenie dem Opfertode zu weihen, als wegen andauernder Windstille die griechische Flotte nicht von Aulis abfahren konnte. Als die Griechen nach Trojas Zerstörung im Begriffe waren, nach der Heimat abzufegeln, erschien hoch über seinem Grabhügel auf dem Vorgebirge Sigeion der Schatten des toten Achilleus und forderte laut ein ehrendes Totenopfer. Da beschloffen die griechischen Heerführer, an seinem Grabe die gefangene Königstochter Polyxena zu opfern. Die Szene selbst ist in ergreifender Weise von Euripides in seinem Trauerspiel „Hekate“ geschildert worden. Man lernt aus dieser Darstellung, daß die Seelen der Verstorbenen ebenso wie Götter mit Gebet angerufen wurden und daß man ihnen eine göttliche Macht und übernatürlichen Einfluß auf den Gang menschlicher Dinge zuschrieb. Denn Achills Sohn Neoptolemos betet am Grabhügel des Vaters also:

„Pelide, du mein Vater, nimm  
 Von meiner Hand dies Opfer, dies veröhnende,  
 Das Tote lockt vom Hades; komm, das dunkle Blut  
 Der reinen Jungfrau trinke, das Achäa's Heer  
 Und ich dir spenden! Sieh dafür uns gnädig an  
 Und laß der Taue Fesseln uns am Steuerrand  
 Der Schiffe lösen, glücklich laß von Ilion  
 Heimkehrend alle wiederfehn das Vaterland.“

Aber nicht bloß in solchen außerordentlichen Fällen wurden Menschenopfer dargebracht, in gewissen Kulte waren dieselben stehend, wie z. B. in dem Dienste des lykäischen Zeus in Arkadien, ferner in dem Dienste der Artemis Orthia auf Lemnos und anderswo, des Zeus Laphytios zu Halos in Theffalien, des Apollon auf Leukas u. a. m. Solche Gebräuche mußten aber schon früh dem wachsenden Humanitätsgefühl weichen, so daß man sich entweder mit einem stellvertretenden Tieropfer begnügte oder ohnehin zum Tode verurteilte Verbrecher schlachtete. Auch genügte es wohl, daß überhaupt

nur Menschenblut geflossen war, wie durch die Sitte der Geißelung spartanischer Knaben am Altare der Artemis Orthia bezeugt wird. Wirkliche Menschenopfer kommen in der geschichtlichen Zeit nicht mehr häufig vor und nur bei ganz außerordentlichen Anlässen. So wurden vor der Schlacht bei Salamis auf den Rat eines Sehers drei gefangene Perfer geopfert. Vor der Schlacht bei Leuktra wollte Pelopidas infolge eines Traumgefühls ebenfalls ein Menschenopfer darbringen, aber die übrigen Anführer entsetzten sich davor und man fand schließlich den Ausweg, daß man ein blondes Fohlen, welches gerade des Weges dahergelaufen kam, anstatt der von Pelopidas in Aussicht genommenen Jungfrau schlachtete. Nur in dem Kultus des lykäischen Zeus scheinen wirkliche Menschenopfer sich noch bis auf die makedonische Zeit erhalten zu haben. Merkwürdig ist, daß derjenige, welchen das Los traf, den zum Opfer bestimmten Menschen zu töten, neun Jahre das Land meiden mußte. Hieraus entstand die Sage, daß ein solcher Mensch in einen Wolf verwandelt (Werwolf) umherirre und nach neun Jahren wieder menschliche Gestalt annehme.

In Beziehung auf die beim Opfer zu beobachtenden Gebräuche waren die Alten äußerst peinlich, so daß jede Abweichung von dem vorgeschriebenen und durch die Überlieferung geheiligten Ritus das Opfer ungültig machte. Ehe die heilige Handlung vollzogen werden konnte, bedurfte es großer Vorbereitungen. Die Opfernden selbst bereiteten sich entweder durch ein Bad oder doch wenigstens durch die symbolische Handlung des Händewaschens darauf vor; dann legten sie reine Gewänder an, salbten und bekränzten sich und schmückten sich mit einer wollenen Binde (*ταβία*). Auch pflegten sie zum Zeichen der Gemeinschaft mit dem Gotte Zweige des demselben geweihten Baumes in den Händen zu tragen. Insbesondere konnte man den olympischen Gottheiten keine reinen und glücklichen Opfer ausrichten ohne Kränze

und Zweige desjenigen Baumes, welcher der betreffenden Gottheit geweiht war. Fiel dem Opfernden durch irgend einen unglücklichen Zufall der Kranz vom Haupte, so war dies ein sicheres Zeichen, daß die Gottheit das Opfer ver-  
schmähe, und eine Fortsetzung der heiligen Handlung erschien ganz zwecklos. Kränze und Zweige mußten stets mit weissen wollenen Fäden oder Streifen umwickelt sein; das ist eben das äufere Zeichen, welches andeutet, daß dieselben nicht zu einem profanen Gebrauche bestimmt sind. Ähnliche Vorbereitungen nahm man mit dem Opfertiere vor. Es wurde gereinigt und mit Kränzen und Binden geschmückt, auch wohl die Hörner vergoldet. Alsdann führte man es zu dem als Opferherd dienenden Altare, der bei den olympischen Gottheiten erhöht (*βωμός*), bei den chthonischen niedrig (*ἑσχάρα*) war. Es galt als ein gutes Vorzeichen, wenn das Tier sich ohne Sträuben hinführen liefs oder gar durch Kopfnicken seine Einwilligung zu erkennen zu geben schien. Dieses Nicken des Kopfes pflegte man auch wohl durch künstliche Mittel herbeizuführen, z. B. indem man dem Tiere Wasser in die Ohren gofs. Hierauf wurde das kunstgerecht aufgeschichtete Holz angezündet, dessen Wahl keineswegs gleichgültig war, sondern sich danach richtete, welcher Gottheit zu Ehren das Opfer vollzogen werden sollte. So durften für Opfer zu Ehren des Zeus in Olympia nur Scheite von dem Holze der Weispappel verwendet werden, weil nach der Legende Zeus unter einer Pappelweide auf Kreta von seiner Mutter Rhea geboren worden war; anderen Gottheiten waren wiederum andere Holzarten genehm. Nachdem das Feuer angezündet war, trug man einen Korb mit Opfergerste nebst dem Opfermesser in der Richtung von links nach rechts um den Altar herum, worauf alle an dem Opfer Beteiligten sich und den Altar mit Wasser besprengten, welches der opfernde Priester durch Eintauchen eines Feuerbrandes vom Altar geweiht hatte. Als Sprengwedel dienten die Zweige heiliger Bäume, nament-

lich Lorbeerzweige, da die Griechen dem Lorbeer eine besonders reinigende Kraft zuschrieben. Auch wurde den Teilnehmern von den Gerstenkörnern gegeben, um sie auf den Nacken des Opfertieres zu streuen. Das eigentliche Opfer begann dann, nachdem feierliche Stille geboten worden war, mit dem Abschneiden einiger Stirnhaare des Tieres, die als eine Art Todesweihe von dem Opferpriester in die Flammen geworfen wurden. Das Schlachten (*ἰερεῖν*) selbst geschah in folgender Weise. Man schlug das Tier mit einer Keule oder einem Beile vor den Kopf, hob dem zu Boden gestürzten dann den Kopf in die Höhe und durchschnitt die Kehle mit dem Opfermesser, worauf das herausströmende Blut in Schalen aufgefangen und rings um den Altar ausgegossen wurde. Auch besprengte man den Altar mit Blut. Das geschlachtete Tier wurde dann abgehäutet und zerlegt, die der Gottheit zukommenden Stücke von den übrigen gefondert. Die ersteren, nämlich die Schenkelknochen mit mehr oder weniger Fleisch daran, das Rückgrat samt dem Schwanz, dazu ein Teil der Eingeweide, wurden in die Flammen des Opferherdes geworfen, wo sie unter abwechselnder Begleitung von Gebeten, Musik und Reigentänzen verbrannten. Die letzteren spielten namentlich im bakchischen Kultus eine große Rolle, wo die malerische Wirkung noch durch entsprechende Verkleidung erhöht wurde. Um den Verbrennungsprozess zu beschleunigen, goss man von Zeit zu Zeit Öl in die Flamme. Gewöhnlich war auch ein Trank- und Rauchopfer damit verbunden, indem man Wein und Weihrauch in das Feuer schüttete. Letzteres geschah wahrscheinlich, um den unangenehmen Geruch der verbrennenden tierischen Substanzen zu verbessern. Die zurückbehaltenen Stücke wurden, nachdem die heilige Handlung vorüber war, für die Teilnehmer zubereitet und von ihnen verzehrt. (Der Priester, wenn ein solcher das Opfer vollzogen, erhielt seinen gebührenden Anteil an den nicht verbrannten Stücken). In

der Zwischenzeit bis zur Fertigstellung des Mahles suchte man sich die Zeit mit allerlei Spiel und Luftbarkeit zu vertreiben. Auch führte man in einigen Kulturen bedeutende Szenen aus dem Leben des Gottes auf, was bekanntlich zu der Entstehung des Dramas den Anstoß gegeben hat. Eine fernere Erweiterung der ursprünglichen Opfergebräuche sind die Wettspiele, deren weiter unten eingehender gedacht werden wird. Jedes bei der heiligen Handlung begangene Versehen, jede absichtliche oder unabsichtliche Störung machte das ganze Opfer ungültig und hatte die Wiederholung desselben zur notwendigen Folge. In dem Drama „Jon“ des Euripides wird Jon dadurch vom Tode gerettet, daß er bei dem von ihm veranstalteten Freudenmahle das Trankopfer, welches er darzubringen im Begriffe steht, für gestört hält, weil er ein unziemlich lautes Wort eines in der Nähe stehenden Dieners vernommen hat. Er läßt deshalb den Wein, in welchen seine Mutter Kreusa hatte Gift mischen lassen, wegschütten und befiehlt dem Diener, die Becher von neuem zu füllen.

Was endlich die Zeit des Opfers betrifft, so war es Regel, daß den himmlischen und Meeresgottheiten früh am Morgen, den chthonischen Göttern dagegen abends geopfert wurde. Auch fing man das Blut der Tiere bei den letzteren nicht in Schalen auf, sondern ließ es in eine Grube laufen, zu welchem Zwecke der Kopf zur Erde niedergezogen wurde. Das Fleisch verzehrte man nicht, sondern verbrannte es auf dem Opferherde und vergrub die Asche.

Den Opfern verwandt ist endlich das immerwährende Feuer, welches in manchen Kulturen zu Ehren der Gottheit unterhalten wurde. So auf den Altären der Hestia im Tempel der Athena Polias zu Athen, der Demeter zu Mantinea u. a. m.

*Verschiedenheit der Opfer nach dem Zwecke.* Daß die Opfer ihrem Zwecke nach sehr verschieden sein konnten, wurde oben bereits angedeutet. Die geschilderten Opfergebräuche beziehen sich in der Hauptsache auf die Ehren-,

Bitt- und Dankopfer. Denn diese waren in der Regel Speiseopfer. Dadurch, daß der Mensch von dem Fleische desselben Tieres aß, welches auch den Göttern als Speise dargeboten wurde, trat er mit ihnen in eine Lebensgemeinschaft, die ihn zu einem reineren und gottesfürchtigeren Wandel anspornen sollte. Anders verhält es sich dagegen mit den *Reinigungs- und Sühnopfern*. Von diesen konnte unmöglich etwas genossen werden, weil der opfernde Mensch



Fig. 11. Sühnopfer.

auf das zum Opfer dargestellte Tier seine Schuld oder Befleckung abwälzt und der Tod desselben eine Sühne ist für das von ihm begangene Verbrechen. Aus demselben Grunde eignete sich ein solches Tier auch nicht zur Speise für die reine Gottheit. Man nahm daher zu diesem Zwecke am liebsten Tiere, deren Fleisch überhaupt nicht gegessen wurde, als Hunde, Esel, Pferde. (S. die Abbildung, Fig. 11. Das geopferte Tier ist hier ein Ferkel. Die Fackeln sind zur Vervollständigung des Opfers angezündet. Man schrieb dem Feuer reinigende Kraft zu.) Das Fleisch wurde auch nicht verbrannt, sondern vergraben, wofür man es nicht etwa vorzog, das

zur Sühne bestimmte Opfertier in einen Fluß oder ins Meer zu stürzen. Daß in den ältesten Zeiten und vereinzelt auch noch in der geschichtlichen Zeit Menschen als Sühnopfer dienen mußten, wurde schon oben (S. 33) erwähnt.

Die oben geschilderten Opfergebräuche fanden ferner keine Anwendung bei den sogenannten *Weisage-Opfern*. Bei diesen handelte es sich lediglich darum, die Eingeweide des geschlachteten Tieres zu untersuchen, um aus der Beschaffenheit derselben Gewisheit über den Ausgang eines Unternehmens zu erlangen. Es schloß sich daher auch an diese keine Opfermahlzeit an, und von dem Fleische wurde aus demselben Grunde den Göttern nichts verbrannt. Selbstverständlich warf man das Fleisch, wenn das Tier sonst ein für essbar gehaltenes war, nicht weg, sondern verwendete es zum häuslichen Gebrauche. Im Felde, wenn das Weisage-Opfer vor Beginn einer Schlacht angestellt wurde, gab man es den Soldaten.

Eine ähnliche Bewandnis hatte es mit den *Eid- und Vertragsoffen*. Alle wichtigeren Verträge, sei es im Privatverkehr, sei es im öffentlichen Leben, wurden unter Darbringung eines feierlichen Opfers abgeschlossen, welches die symbolische Bedeutung hatte, die Strafe des etwaigen Meineides an dem Opfertiere vorbildlich darzustellen. Dadurch war es aber ausgeschlossen, daß man von dem getöteten Tiere den Göttern etwas darbrachte, oder selbst davon aß. Man vergrub alles oder warf es ins Wasser. Bei Verträgen von geringerer Bedeutung genügte ein Opferladen oder eine Libation.





## V.

### Das Gebet.

---

Welche hohe Bedeutung der Griechen dem Gebet beilegte und wie sehr daselbe durch die gute Sitte geboten war, zeigen uns nicht nur die Gedichte Homers, der seine Helden nicht leicht irgend etwas Wichtiges ohne die Weihe des Gebetes vornehmen läßt, sondern auch zahlreiche Aussprüche anderer Dichter und nicht minder der Philosophen bestätigen es. So sagt Platon im vierten Buche seiner Gesetze: „Das thun alle, die nur im geringsten verständig sind, daß sie bei jeglichem Beginnen, es sei groß oder klein, die Götter anrufen.“ Alle öffentlichen Verhandlungen wurden daher mit Gebet eröffnet. Wie aber das Altertum überhaupt mehr Gewicht auf das Äußere zu legen pflegte, so bewegten sich auch die Gebete einerseits mehr in bestimmten Formeln, anderseits waren sie mehr als bei uns durch Zeit und Ort bedingt, ja selbst die Stellung war dabei von der größten Wichtigkeit. So erforderte, um zuerst hierüber das Nötige zu sagen, die Sitte, daß man zu den *olympischen* Göttern aufrecht stehend und mit emporgestreckten Armen betete. Die Hände wurden dabei rückwärts gebogen, so daß die inneren Handflächen nach oben gekehrt waren, wie es die

Statue des betenden Knaben im Berliner Museum (Fig. 12) zeigt. Doch wurden nicht immer beide Hände, sondern bisweilen nur die *rechte* emporgehoben.

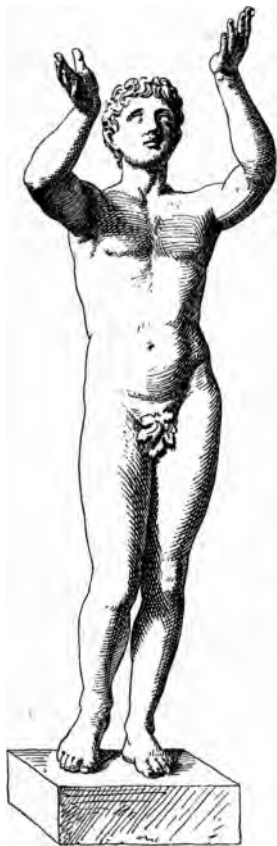


Fig. 12. Betender Knabe.

Beim Gebete zu *Fluss-* und *Meeresgottheiten* ging man selbst ins Wasser hinein und streckte die Hände gegen die Fläche desselben aus, wer aber die Götter der Unterwelt anrief, stampfte den Boden mit den Füßen oder schlug ihn mit den Händen, oder warf sich ganz nieder. Sonst war eine horizontale oder kniende Lage im allgemeinen nicht üblich, ausser bei Schutzflehenden, welche ausserdem das Standbild oder den Altar der Gottheit zu umfassen und zu küssen pflegten.

Auch in Beziehung auf Zeit und Ort des Gebetes bewegte sich der Grieche im ganzen weniger frei, als wir dies gewohnt sind. Er betete weniger im stillen Kämmerlein, als öffentlich, am häuslichen Herde, an den Altären der Götter und sonstigen geweihten Plätzen. Zu den täglich wiederkehrenden Anlässen zum Gebet gehörten Anfang und Ende des Tages sowie der Schluss der Hauptmahlzeit. Die

Gebete waren in der Regel kurz und formelhaft, wie dies schon die homerischen Gebetsformeln zeigen. Denn dem Griechen war das Gebet nicht die ungezwungene Sprache des Herzens, das Atmen des inwendigen Menschen, sondern ein der Gott-

heit dargebrachter Tribut, ein religiöses Gebot. Daher knüpften sich auch an das Gebet gewisse feststehende Gebräuche, z. B. dafs man vor demselben sich die Hände wusch oder wenigstens mit Wasser besprengte. Ein unverständliches Murmeln der Gebete war im allgemeinen durch die Sitte verpönt, und Pythagoras schrieb seinen Schülern ausdrücklich vor, nur mit lauter Stimme zu beten.

An welche Gottheit man in jedem besonderen Falle sein Gebet richtete, das hing natürlich von den jeweiligen Umständen und den persönlichen Verhältnissen des Betenden ab. Bald wurden alle Götter ohne Unterschied angerufen, bald nur ein einziger, sehr beliebt war aber auch die Zweizahl und Dreizahl. Wenn z. B. der greise Jolaos in den „Herakliden“ des Euripides den Wunsch hegt, nur für einen einzigen Tag wieder zum Jüngling zu werden, so ist es sehr natürlich, dafs er sich mit seinem Gebete nicht an Zeus allein, sondern zugleich an Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, wendet. In den täglichen Gebeten nahm Zeus die erste Stelle ein als der mächtige Lenker und Regierer der ganzen sichtbaren Welt. Apollon und Athena finden sich am meisten mit ihm verbunden. Wer eine Seereise unternehmen wollte, betete zu Poseidon oder einer andern Meeresgottheit, wogegen der Reisende zu Lande sich lieber dem Schutze des Hermes anvertraute. Ferner kam es sehr darauf an, welche Gottheit gerade an einem bestimmten Orte, in einer Gemeinde oder Familie besondere Verehrung genofs. Die Athener beteten vorzugsweise zu ihrer Schutzgöttin Athena, die Argiver zur Hera, die Lemnier zu Hephästos u. f. w. Auch der besondere Beruf des Betenden war natürlich für die Wahl der anzurufenden Gottheit massgebend, denn jeder wandte sich am liebsten an diejenigen, unter deren Schutze sein Beruf stand.

Der Inhalt des Gebetes ist natürlich je nach der Veranlassung ein verschiedener. Es versteht sich von selbst, dafs die Betenden häufig für den Fall der Erhörung ihrer Bitte

der Gottheit ein Geschenk zu bringen gelobten. So spricht in des Aefchylos „Sieben gegen Theben“ der sich zum Kampfe rüstende Eteokles:

„Euch aber, heil'ge Götter meiner Vaterstadt,  
 Euch, die ihr treu behütet unfre Flur und Stadt,  
 Ismenos Strom und Dirke's Born, euch sag' ich zu:  
 Fügt alles sich zum Besten, unfre Stadt zum Heil,  
 Dann soll der Herd euch triefen von der Lämmer Blut  
 Und von dem Farrenopfer, welches euch geweiht,  
 Dann will ich Weihend schmücken euer Heiligtum  
 Mit unfre Feinde Waffen, unfre Sieges Raub.“

Einer besonderen Erwähnung bedürfen hier nur die in Gefangsform vorgetragenen Anrufungen gröfseren Umfangs, welche im allgemeinen den Namen *Hymnen* tragen. Befondere Arten des Hymnus sind: der *Nomos*, ein nur im apollinischen Kultus vorkommendes Lied von feierlich-ernstem Charakter, der *Dithyrambus*, im dionysischen Kultus üblich, eine schwunghafte Lobpreisung des Gottes mit lebhaftem Rhythmus, das *Prosfodion*, ein feierliches Danklied, welches unter Flötenbegleitung in den Prozessionen gefungen wurde, das *Hyporchema*, ein von mimischen Tänzen begleiteter Gesang von lebhafter Bewegung, unter dessen Klängen sich der Chor um das auf dem Altar angezündete Opfer bewegte, endlich der *Päan*, ursprünglich nur im Dienste des Apollon und der Artemis vorkommend, ein Bittgesang um Abwendung eines Übels, später von allgemeinerer Bedeutung. Leider sind von allen diesen Hervorbringungen des griechischen Geistes nur sehr spärliche Überreste erhalten. Ein schönes Beispiel eines Päan findet man im „Jon“ des Euripides, wo Strophe und Gegenstrophe mit dem Refrain endigen:

Päan, Päan, sei glücklich, stets glücklich,  
 Herrlicher Sohn der Leto!

Dafs ein Volk von so hoher geistiger Bildung wie die Griechen in seinen Gebeten die Götter nicht blofs um Verleihung

äußerer Güter anrief, versteht sich wohl von selbst. Schon bei Pindar finden sich Gebete um Wahrhaftigkeit, Reinheit, Zufriedenheit des Gemütes u. f. w., und in der Tragödie kommen häufige Beispiele von Gebeten um alle höheren und geistigen Güter vor.

**Der Fluch.** Der Fluch ist eigentlich eine besondere Art des Gebetes, denn er enthält die Bitte an die das Unrecht strafenden Götter, das Rächeramt zu übernehmen, wo der in seinen Rechten Gekränkte zu schwach ist, um den Übeltäter selbst zur Strafe zu ziehen. Eine solche Bitte darf aber, wenn sie gerecht ist, auf Erhörung rechnen. Beispiele solcher Verfluchungen finden wir schon in der Heroensage. Wahrhaft grausig ist der Fluch, den Sophokles in seinem „Ödipus auf Kolonos“ den blinden und verbannten Ödipus über seinen Sohn Polyneikes aussprechen läßt:

„Verwünscht, verstoßen, fahre hin, Ruchlofester,  
Gefolgt vom Rachfluch, den ich dir mit lautem Mund  
Nachdonnere: Weder sollst du deines Stammes Land  
Mit Speergewalt erobern, noch heimkehren je  
Zum hohlen Argos, nein, du sollst durch Bruderfaust  
Gemordet morden jenen, der dich fortgebannt!  
So fluch' ich, und es höre meiner Rache Laut  
Des Hades graufes Dunkel, das den Vater deckt,  
Von hinnen dich zu raff'n; höre mich zugleich,  
O heilige Schar des Haines!\*) Hör' auch Ares mich,  
Der eurer Herzen blutigen Haß entzündet hat!  
Mit dieser Antwort zeuch hinweg und künd' im Gehn  
Rings allem Volk in Kadmos und dem treuen Heer  
Der eignen Bundgenossenschaft, daß Ödipus  
Mit solchen Gaben seine Söhne segnete.“

Daß dieser Fluch des Vaters buchstäblich in Erfüllung ging, ist bekannt genug. Medea, die von Jason auf den Tod gekränkte Kolcherin, ruft das Verderben herab auf das Haupt ihrer unschuldigen Kinder:

\*) Es sind die Furien (Eumeniden) gemeint, in deren Haine zu Kolonos bei Athen sich Ödipus damals aufhielt. Man dachte sie sich vorzugsweise als die Vollstreckerinnen solcher Flüche.

„Fahrt hin, ihr Kinder, die ich trug,  
 Samt eurem Vater treff' euch Fluch!  
 Sein ganzes Haus verderbe!“ (Euripides, Medea I, 3.)

Dergleichen Verfluchungen mögen auch in der historischen Zeit nicht eben selten gewesen sein.

Aber auch Staaten und Gemeinden pflegten solche Missethäter, die sich dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit durch die Flucht entzogen hatten, öffentlich durch einen Priester verfluchen zu lassen, wie dies z. B. dem Alkibiades in Athen begegnete, als er wegen Entweihung der Mysterien angeklagt nach Sparta entflohen war. Solche direkte Flüche pflegten an die unterirdischen Götter gerichtet zu werden, von denen man dann erwartete, daß sie die Erinnyen zur Vollstreckung der Rache heraufenden würden. Außerdem gab es auch bedingte Verfluchungen gegen die etwaigen Übertreter eines Gesetzes, auf dessen Heilighaltung der Gesetzgeber einen unbedingten Wert legte. Sie wurden zugleich mit der Verkündigung des Gesetzes ausgesprochen.

**Der Eid.** Ähnlich wie der Fluch ist auch der Eid eine Art von Gebet, indem der Schwörende für den Fall, daß er nicht die Wahrheit rede oder eine übernommene Verbindlichkeit nicht erfülle, auf sein Haupt, beziehungsweise auf sein Geschlecht, die rächende Vergeltung der Götter herabfleht. Worin die Strafe des Meineidigen bestehen soll, wird gewöhnlich bestimmt ausgesprochen. Das Nächste und Natürlichste ist, daß der Schwörende sein Leben zum Pfande setzt, oder zugleich auch auf ein ehrliches Begräbniß verzichten will. So schwört Hippolytos in dem gleichnamigen Stücke des Euripides:

„Nun bei des Eides Rächer Zeus, bei diesem Grund  
 Der Erde schwör' ich, daß ich nie dein Weib berührt,  
 Es nie gewollt auch, nie daran gedacht!  
 Ich möge ruhmlos untergeh'n und namenlos,  
 Und weder Meer noch Erde mein entschlummertes  
 Gebein dereinst empfangen, wenn ich frevelte!“

Aber es wird auch sonst ein wertvolles Gut bezeichnet. So schwört ein Fürst wohl bei seinem Zepter, d. h. er will seine Herrschaft verlieren, wenn er falsch schwören sollte, der Krieger bei seinem Speer, der Liebende bei dem Haupte seiner Geliebten. Der Eid (Horkos) wird auch wohl personifiziert gedacht als eine den Meineid rächende Gottheit. Hesiod nennt Horkos einen Sohn der Eris und giebt ihm die Erinnyen zu Gefährtinnen. Sonst ist bekanntlich Zeus der Schwurgott und Rächer des Meineides (Zeus Horkios). Doch pflegte man auch andere Götter als Zeugen des Schwures anzurufen oder mehrere derselben, wenn der Eid ein besonders wichtiger war. So beschwört Agamemnon im dritten Gefange der Ilias den mit den Troern geschlossenen Vertrag, indem er spricht:

„Der du vom Ida waltest, o Zeus, ruhmwürdigster, höchster,  
Helios, der du auf alles herabschaust, alles erlauchest,  
Und ihr Ström' und Gää, und die ihr drunten die Menschen  
Straft, die Dahingefchied'nen, so jemand fälschlich geschworen,  
Seid uns Zeugen und Wächter des treu geschworenen Bundes!“

Die Heliasten in Athen leisteten ihren Richtereid bei Zeus, Apollon und Demeter. Medea läßt in dem gleichnamigen Stücke des Euripides den athenischen König Aegeus bei ihrem Ahnherrn, dem Sonnengotte, bei der Erde und allen Göttern insgesamt schwören, und Aegeus ruft den Lohn der Gottesverächter auf sein Haupt herab, falls er diesen Eid brechen sollte. Die Feierlichkeit solcher Eide wurde dadurch erhöht, daß sie an geheiligten Orten, in Tempeln oder an Altären abgelegt wurden. Dann war auch in der Regel ein Opfer damit verbunden. Der Schwörende faßte den Altar an und tauchte seine rechte Hand in das Blut des Opfertieres, was etwa der Berührung des Krucifixes oder der Bibel bei den christlichen Völkern gleichkommt. Mit feierlichen Eidschwüren scheint auch manchmal ein Ordal (Gottesurteil) verbunden gewesen zu sein, d. h. der Schwörende erbietet

sich zur Erhärtung seiner Wahrhaftigkeit irgend etwas zu thun, was ohne besondere Hilfe der Gottheit zu vollbringen unmöglich scheint, z. B. mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen zu gehen. Ein Beispiel eines solchen Ordals findet sich in Sophokles' Antigone, wo der Wächter sich erbiehet, ein glühendes Eisen in die Hand zu nehmen. In Arkadien hatte man eine Quelle (Styx genannt), deren Wasser der Schwörende zu trinken hatte, weil es für den Meineidigen tödlich sein sollte. Dies erinnert an den bekannten Eid der Götter bei dem unterweltlichen Flusse Styx, dessen Wasser sie bei dieser Gelegenheit zu trinken hatten.

Bei Beteuerungen, welche man im gemeinen Leben seiner Rede hinzufügte, war es weniger gebräuchlich, sich ausschließlich der Namen göttlicher Wesen zu bedienen. Sehr häufig sagte man: Beim Herakles, oder beim Himmel! Oder man griff zu allerlei leblosen Gegenständen, zu Tieren u. s. w. Fromme Leute vermieden aber lieber solche Beteuerungen gänzlich.

Daß öffentliche Beamte überall vor dem Antritte ihres Amtes einen Eid zu leisten hatten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Ob es mit der Heilighaltung des Eides bei den alten Griechen besser oder schlechter bestellt gewesen sei, als in der heutigen Zeit, entzieht sich unserer Beurteilung. Doch giebt es zu denken, daß Platon in seinem Musterstaate bei gerichtlichen Prozessen den Eid abgeschafft wissen wollte, weil er keine hinlängliche Sicherheit biete. Daß der Meineid von Staatswegen bestraft wurde, versteht sich von selbst, doch war die Gesetzgebung der verschiedenen Staaten in diesem Punkte wohl sehr verschieden.





## VI.

### Die Mantik.

---

**A**lle Mantik (Wahrsagekunst) beruht auf der Voraussetzung, daß einerseits den Göttern ein fast unbegrenztes Wissen und namentlich ein Wissen zukünftiger Dinge eigen ist, und daß sie anderseits auch den Willen und die Neigung haben, den Menschen in solchen Fällen, wo diese rat- und hilflos sind, mit ihrem höheren Wissen beizustehen und ihren Zweifeln zu begegnen. In den meisten Fällen werden sich diese Zweifel auf die zukünftigen Dinge beziehen, doch kann ebensowohl auch Gegenwärtiges ein Gegenstand quälender Ungewissheit sein. So suchten z. B., wenn widrige Naturereignisse, als Erdbeben, Mißwachs, Seuchen u. s. w., Not und Schrecken verursachten, weil man solche Ereignisse auf den Zorn irgend einer Gottheit zurückführen zu müssen glaubte, die Griechen die Ungewissheit darüber, welche Gottheit man zu verfühnen habe, mit Hilfe der Mantik zu beseitigen. Die Götter offenbaren nun den Menschen ihr höheres Wissen entweder auf *mittelbare* oder auf *unmittelbare* Weise: auf mittelbare Weise, wenn sie irgend welche Zeichen senden, deren Deutung dann Sache dazu berufener Personen (Wahrsager, Seher) ist, auf unmittelbare, wenn sie durch Traumerfcheinungen oder durch

Inspiration den Menschen direkte Winke über das, was sie wissen follten, erteilen.

Wir betrachten zunächst die erstere Art, welche man auch *kunstmässige* Mantik zu nennen pflegt. Sie umfasste eine große Menge verschiedenartiger Zeichen, deren Deutung nicht immer einfach war, sondern ein langes Studium erforderte, so daß nur derjenige, welcher dasselbe zu feinem eigentlichen Lebensberuf machte, hoffen durfte, allmählich das große Gebiet ganz zu beherrschen.

Was nun die Zeichen (*τέρατα*) selbst betrifft, so sind dieselben ihrer Veranlassung nach entweder *gesuchte* oder *ungefuchte*. Im ersteren Falle bittet der die Hilfe der Götter suchende Mensch um ein Zeichen, meist mit bestimmter Angabe des Gegenstandes, durch welchen oder an welchem dasselbe geschehen soll, im letzteren Falle sendet die Gottheit das Zeichen unaufgefordert aus persönlichem Interesse für eine Person oder Gemeinde. Beispiele der letzteren Art findet man bei Homer und den Tragikern ziemlich häufig. So erscheint dem Telemachos, als er vor dem Hause des Menelaos den Wagen bestiegen hat und scheidend den Wunsch ausspricht, daß er nach Ithaka zurückkommend, im Hause seinen Vater Odysseus finden möge, zur Rechten ein Adler, der eine riesige weiße Gans in den Fängen trägt. Helena aber, das Zeichen auslegend, spricht:

„Hört ich will's euch deuten, so wie die unsterblichen Götter  
Mir's in das Herz eingeben und wie's auch, denk' ich, geschehn wird:  
So wie der Adler die Gans, die im Hause gemästete, raubte  
Von dem Gebirg' herkommend, woselbst sein heimischer Horst ist,  
So wird auch nach unendlichem Irren und Leiden Odysseus  
Wieder zur Heimat kehren, ein Rächender, oder er ist schon  
Da und pflanzt allsämtlichen Freiern Tod und Verderben.“

Od. XV, 171—177.

Berühmt ist auch das Zeichen, welches den griechischen Fürsten zu teil ward, als sie in Aulis unter der heiligen Pla-

tane den Göttern opferten. Eine buntfarbige Schlange kam unter dem Altar hervor, ringelte sich an dem Stamme empor und verzehrte acht junge Vögel in einem Neste des Baumes samt der Mutter. Dieses Zeichen deutete der anwesende Seher Kalchas sofort auf die neun Jahre, welche die Bezwungung Trojas erfordern würde. Die Erzählung findet sich im 2. Buche der Ilias, V. 301 u. flg. Ihrer Art nach sind die Zeichen zunächst solche, welche am Himmel und im Luft- raume vor sich gehen. Zu den ältesten dieser Art gehört wohl das Erscheinen großer Raubvögel, als Adler, Geier, Falken, Habichte, weil diese Tiere wegen ihres hohen Fluges in steter Verbindung mit den Göttern des Himmels zu stehen und daher ihre geeignetsten Boten zu sein schienen. Die Vogelschau (Oionistik) ist deshalb eine besonders wichtige Art der kunstmäßigen Mantik. Da diese Zeichen in der Regel erbetene waren, so begab sich der Vogelschauer, um dieselben abzuwarten, auf einen Platz, der ihm eine weite Umschau ermöglichte; das Gesicht hielt er gegen Norden gewendet, so daß er die glückverheißende Seite des Aufgangs zur Rechten, die unglückverheißende Westseite zur Linken hatte. Erschienen nun dem Beobachter binnen einer bestimmten Frist gar keine Vögel, so war dies schon sehr bedenklich, noch bedenklicher aber war es, wenn die erschienenen Vögel von links nach rechts flogen. Übrigens war nicht nur ihr Flug von Bedeutung, sondern auch ihre Zahl und ihr sonstiges Thun und Treiben. Im 7. Buche der Ilias kommt es z. B. vor, daß ein Adler erscheint, welcher ein Hirtchkalb in seinen Fängen hält und daselbe vor dem Opferaltar fallen läßt. Dies galt als ein besonders günstiges Zeichen. Auch auf die Stimmen der Vögel achtete man, besonders bei den Vögeln niederer Gattung, als Krähen, Raben, Strandläufern, die ihr Erscheinen mit Geschrei anzukündigen pflegen. Alle berühmten Seher des Altertums waren, wie einst der israelitische König Salomo, der Vogelsprache kundig.

Nächst den Vögeln find alle Lufterfcheinungen im engeren Sinne (*διοσημαίαι*) von Wichtigkeit. Zu diesen gehören vor allem Donner und Blitz, Meteore aller Art, Sternschnuppen, Sonnen- und Mondfinsterniffe, auch plötzlich eintretender Wind und Regen. Ein Donnerfchlag zur Rechten verkündete Glück, zur Linken Unglück. Sternschnuppen galten in Sparta als unglückverheißende Zeichen, Finsterniffe und Kometen wohl überall. Ein Komet in Gestalt eines feurigen Balkens verkündete den Spartanern ihre Niederlage durch die Thebaner, ein Meteorstein den Athenern das Unglück von Aegospotamoi, eine Mondfinsternis veranlafste den athenischen Feldherrn Nikias, den Rückzug von Syrakus zu feinem Verderben um dreimal neun Tage aufzufchieben. Dafs man in den Kometen die Vorherverkündiger von allerlei Landplagen, als Krieg und Mißwachs, erblickte, darf uns nicht wunder nehmen, da ja ein folcher Aberglaube noch heute vielfach verbreitet ift.

Die in der hiftorifchen Zeit üblichfte Art, vermittelt aufserer Zeichen den Willen der Götter zu erforschen, ift die Unterfuchung der Eingeweide der Opfertiere (Hierofkopie) und die Beobachtung der beim Verbrennen des Opfers oder des Weihrauchs fich ereignenden Befonderheiten und Zufälligkeiten (Empyromantie). Beide fcheinen der älteren Zeit unbekannt gewesen zu fein, da fich in den homerischen Gedichten noch keine Spur davon findet. Wahrfcheinlich waren fie ausländifchen Urfrungs, doch läßt fich gewiffes darüber nicht ermitteln. Aefchylos erwähnt ihrer zuerft, indem er den Prometheus fich ihrer Erfindung rühmen läßt, ferner Sophokles in feiner Antigone, wo er den Teirefias fprechen läßt:

„Ich fafs auf meinem alten Seherfitz,  
 Wo alle Vogelzeichen mir erschienen:  
 Da hört' ich plötzlich Töne neuer Art  
 Von Vögeln, die mit wüstem, wildem Schrei'n  
 Sich jagten und mit mörderifchen Krallen  
 Einander zerrten, wie ich deutlich wahrnahm,

Denn unverkennbar war der Flügel Raufchen,  
 Voll Furcht erprobt' ich gleich die Feuerzeichen  
 Auf meinen Brandaltären, aber wehe!  
 Es lobte keine Flamme himmelwärts,  
 Das nasse Fett der Schenkelknochen schmolz,  
 Glitt in die Asche, qualmt' und spritzt' empor;  
 Die Galle blähte sich, zerplatzt' und sprang,  
 Und endlich lagen, aller Hülle bar,  
 Die nackten Knochen auf dem heil'gen Herde.“ —

(Überfetzung von Donner.)

Was nun zuerst die Eingeweideschau betrifft, so galt als das wichtigste Objekt der Beobachtung die Leber. Man untersuchte die Leberlappen, ferner die Pforten oder Stellen, wo die Adern in dieselbe eintreten, demnächst aber auch die Beschaffenheit des Herzens, der Lungen und der Milz. Jede abnorme Beschaffenheit der Eingeweide in Farbe und Gestalt galt als ein mehr oder minder ungünstiges Zeichen, das ungünstigste von allen aber war das Fehlen des großen Leberlappens. Zum Zwecke der Eingeweideschau dienten nicht gerade alle Tierarten, am häufigsten Kälber, Rinder, Schafe, Ziegen, auch Schweine. Von großer Bedeutung war die Eingeweideschau in Kriegszeiten. Kein griechisches Heer zog ins Feld, ohne sich von Hierofkopen begleiten zu lassen, und vor jeder wichtigen Aktion, einer bevorstehenden Schlacht, einem Flußübergange u. s. w. suchte man auf dem Wege der Eingeweideschau sich über den Erfolg derselben Gewissheit zu verschaffen. Waren die Zeichen ungünstig, so wiederholte man nach einiger Zeit den Versuch oder man gab das beabsichtigte Unternehmen auf.

Die *Empyromantie* bestand in der Beobachtung des brennenden Opfers. Als ein günstiges Zeichen galt es, wenn dasselbe mit lebhafter Flamme verbrannte und der Rauch kerzengrade emporstieg, als ein ungünstiges, wenn der umgekehrte Fall eintrat. Von Wichtigkeit war es auch, ob der am Rückenstücke des Opfertieres belassene Schwanz sich beim

Verbrennen krümmte, ob er sich nach oben oder nach unten bog.

Im Privatleben achteten die Griechen mehr auf die unerbetenen Zeichen. Unter ihnen sind zu erwähnen die fogenannten *Schickfalsstimmen* (*φῆμαι, κληδόνες*); zu diesen rechnete man nicht bloß alle ungewöhnlichen Laute, deren Urfache man sich nicht zu erklären wufste, fondern auch jedes abfichtslos gefprochene, aber für den Augenblick bedeutsame Menschenwort. Dergleichen Stimmen konnten auch erbeten fein. So fehen wir z. B. Odyffeus, als er die Ermordung der Freier plant, eine *φῆμη* von den Göttern erbitten. Da er unmittelbar darauf die Worte einer Magd vernimmt, welche den Freiern Verderben wünscht, fo sieht er darin ein Zeichen, daß sein Vorhaben von den Göttern gebilligt wird. Bei zufällig gemachten Äußerungen war es Sache des Beteiligten, sich rafch des darin liegenden Heiles dadurch zu verfichern, daß er mit lauter Stimme erklärte, er nehme die günstige Vorbedeutung an. Umgekehrt vermied man nicht nur das Ausprechen gewiffer ominöfer Wörter, wohin z. B. das Wort *ἀρίστερος* (link) gehört und eretzte fie durch euphemiftische (einen guten Klang habende) Ausdrücke, fondern man fuchte auch die durch zufälliges Ausprechen derfelben herbeigeführte fchlimme Vorbedeutung von fich abzuwehren.

Ein fehr weites Feld für abergläubifche Befürchtungen und Hoffnungen boten alle zufälligen Erfcheinungen *ungewöhnlicher* oder *widernatürlicher* Art (*σύμβολοι*). Unter den erfteren fpielten namentlich die Begegnungen eine wichtige Rolle, was um fo mehr hervorgehoben zu werden verdient, als diefe Art des Aberglaubens ja noch heutiges Tages eine grofse Verbreitung hat. So galt es als eine üble Vorbedeutung, wenn man einem Schweine oder einem Hasen begegnete. Wenn einem ein fremder fchwarzer Hund ins Haus lief, fo war das gewifs ein Unglückstag, ebenso wenn eine

Schlange vom Dache in den Hof fiel. Wenn die Balken im Hause krachten, wenn man Öl, Wasser oder Salz verschüttete, so stand einem gewiss irgend ein Verdruss bevor. Zu den widernatürlichen Erscheinungen gehört auch das Schwitzen oder gar Bluten von Götterbildern. Man sieht, daß der heilige Januarius in Neapel schon sein Vorbild im griechischen Altertume gehabt hat. Als der Priesterin der Athene zu Pedasos bei Halicarnass ein Bärtchen auf der Oberlippe wuchs, geriet die ganze Bevölkerung darüber in nicht geringe Unruhe.

Eine weitere Quelle der Wahrfagung war auch die Anwendung des Loses und der Würfel. Zu Bura in Achaia gab es ein Heiligtum des Herakles, in welchem man den göttlichen Willen dadurch erforschte, daß man vier mit allerlei Zeichen verfehene Würfel auf den Tisch warf. Außerdem gab es noch verschiedene andere Arten der Mantik, welche Betrügern zur Ausbeutung der Dummheit und des Aberglaubens dienten.

*Natürliche Mantik.* Wir kommen nun zu der *kunstlosen* oder *natürlichen* Mantik, die im Gegensatz zu der eben besprochenen Zeichendeutung als direkte Einwirkung der Gottheit auf das ihr willenlos hingeebene Subjekt zu denken ist. Eine solche göttliche Offenbarung wird dem Menschen erstlich im *Schlaf* zu teil, wenn die Seele infolge der eingestellten Gehirnthätigkeit in einem Zustande der Bewusstlosigkeit sich befindet. Das Medium, dessen sich die Gottheit zu einer solchen Einwirkung bedient, ist der *Traum*. Die lebhafteste Phantasie der Griechen machte aus den Träumen eine Art von dämonischen Wesen, welche im fernsten Westen nahe beim Eingange zur Unterwelt ihren Wohnsitz haben. Die Dichter nannten sie Söhne des Hypnos und gaben einzelnen von ihnen besondere Namen. Die bekanntesten sind *Morpheus*, der nur in Menschengestalt erscheint, *Ikelos*, der Tiergestalten annimmt, und *Phantasus*, der sich in Gestalt von

leblosen Dingen zu zeigen pflegt. Die oberen Götter gebieten über diese Traumdämonen und fenden sie den Menschen, denen sie eine Offenbarung zu teil werden lassen wollen. So erscheint in der Ilias (I, 63) dem Agamemnon ein von Zeus gefandtes Traumbild in der Gestalt des alten Nestor und überbringt ihm den Befehl, den Kampf gegen die Trojaner von neuem zu beginnen. Wie sehr dem griechischen Volksglauben solche Traumgesichte als direkte Offenbarungen galten, beweist das Beispiel des Perikles, von dem erzählt wird, ihm habe Athena im Traume ein Mittel geoffenbart, mit dessen Hilfe der von den Propyläen herabgestürzte und von den Ärzten bereits aufgegebenen Baumeister Mnesikles gerettet werden könnte. Besonders geliebten Menschen erscheinen auch wohl die Götter selbst im Traume und thun ihnen ihren Willen kund. In solchem Falle bedarf das Traumgesicht natürlich keiner Auslegung. Aber nicht immer machen es die Götter dem Menschen so leicht, ihren Willen zu verstehen. Häufig auch geben sie ihre Offenbarungen in symbolischer Weise, und es ist dann nicht eben jedermanns Sache, die richtige Deutung des Traumes zu finden. Man wandte sich in solchen Fällen an einen Seher oder an Personen, die aus der Auslegung dunkler und ungewöhnlicher Träume ein Geschäft machten. Solcher Traumdeuter gab es vornehmere und geringere bis herunter zu den herumziehenden Marktschreibern, welche dem gemeinen Volke jeden Traum für zwei Obolen auslegten. Nicht jeder Traum galt freilich für bedeutsam, es gab auch falsche und täuschende Träume. Für die bedeutsamsten galten diejenigen, welche man in den Morgenstunden kurz vor dem Erwachen hatte.

Die zweite Art unmittelbarer Offenbarung geschieht auf dem Wege der *Inspiration*. Das die Offenbarung empfangende Subjekt befindet sich dabei ebenso wie der Schlafende in einem Zustande, in welchem es der Einwirkung des Gottes willenlos hingegeben ist. Man nennt diesen Zustand Ekstase

oder Verzückung. Nicht jeder Mensch ist fähig in diesen Zustand versetzt zu werden, sondern nur ganz besonders dazu veranlagte Personen, am meisten unter dem weiblichen Geschlecht (Sibyllen). Die Inspiration selbst ist das Werk des Gottes der Weissagung (Apollon). Doch findet sich hin und wieder der visionäre Zustand (Hellsehen) auch abgesehen von göttlicher Einwirkung bei krankhaften Körperzuständen und beim Herannahen des Todes, wenn die Seele gleichsam schon losgelöst von irdischen Fesseln der Gottheit näher ist als sonst (vgl. Hektors Weissagung der künftigen Schicksale des Achilleus, Ilias XXII, 355, des sterbenden Patroklos Weissagung ebenda XVI, 349 u. a. m.).

Die auf Inspiration beruhende Weissagung wurde entweder von einzeln wohnenden Dienerinnen (Sibyllen) und Dienern (Bakiden) des Apollon oder an eigentlichen Orakelstätten ausgeübt, wo dann eine anständige Priesterschaft das Orakel verwaltete. Wegen der großen Wichtigkeit dieser Institute für das griechische Volksleben wird es nötig sein, an dieser Stelle eine Übersicht über die wichtigsten derselben zu geben. Man unterscheidet drei Arten von Orakeln: Spruchorakel, Zeichenorakel und Traum- oder Totenorakel. Die ersteren bildeten weitaus die Mehrzahl und waren ohne Ausnahme im Besitze Apollons, der allein unter den Göttern die Macht zu haben schien, Menschen zu persönlichen Werkzeugen seiner Weissagung zu machen.

*Spruchorakel.* Unter allen griechischen Orakelstätten ist keine jemals berühmter gewesen, als *Delphi* in Phokis, dessen Priesterschaft während eines langen Zeitraums der griechischen Geschichte einen fast allmächtigen Einfluß ausgeübt hat. Einer Sage zufolge hatte Apollon das Orakel selbst gestiftet und die Stelle für den künftigen Tempel bezeichnet, der dann von Trophonios und Agamedes, den Söhnen des orchomenischen Königs Erginos erbaut ward. Nach Aeschylos war Gaea zuerst im Besitze des Orakels, von der es dann

auf ihre Tochter Themis übergang. Diese überlief es ihrer Schwester Phoibe, von welcher es Apollon als Geburtstags-Angebilde erhalten haben soll. Nach Diodors Erzählung dagegen hatte das Orakel eine ganz natürliche Entstehungsgeschichte, indem weidende Ziegen, welche dem Erdfpalt zu nahe gekommen waren, in Folge der aus demselben aufsteigenden Dünfte die seltsamsten Sprünge und Geberden machten.

Auf dem oberen Felsplateau der Schlucht von Delphi, am südlichen Abhange des Parnassos, wo man noch heute Überreste des berühmten Tempels erblickt, befand sich jener Erdfpalt, aus welchem gasartige und jeden, der sich ihnen aussetzte, aufregende Dünfte emporstiegen. Unmittelbar über demselben befand sich das Adyton des Tempels mit dem Sitze der weisagenden Priesterin (Pythia). Dieser Sitz war eine auf drei vergoldeten Füßen ruhende Bühne, daher Dreifuß genannt. Ihn bestieg die Priesterin, nachdem sie sich zuvor durch Baden in dem nahen kastalischen Quell und durch Kauen von Lorbeerblättern für die aufregende Wirkung der aufsteigenden Gase empfänglicher gemacht hatte, und wartete dann, mit dem Lorbeerkranze geschmückt, den Eintritt des ekstatischen Zustandes ab, der sich äußerlich durch Schäumen des Mundes und konvulsivische Zuckungen des Körpers kenntlich machte. Einer der Orakelpriester stand neben ihr und verzeichnete ihre Äußerungen, die bald in einzelnen abgebrochenen Lauten und Ausrufungen, bald in zusammenhängenden Worten bestanden. Die das Orakel befragenden Personen hatten zum Adyton keinen Zutritt, sondern verweilten in einem anstoßenden Gemach, in welches sie nach der durch das Los bestimmten Reihenfolge geführt wurden. Den Äußerungen der Pythia einen Sinn abzugewinnen war Sache der Priester, die ihre Sprüche gewöhnlich in metrische Form kleideten. Man kann dies allerdings einen Betrug nennen, indessen ist es jedenfalls ein Betrug gewesen, der unendlich mehr Nutzen als Schaden gestiftet hat, da diese

Orakelpriester intelligente und mit allen öffentlichen Verhältnissen wohl vertraute Männer waren, die frei von schnödem Eigennutz Jahrhunderte hindurch sich ihres grossen Einflusses mit Befonnenheit, wenn auch nicht immer frei von politischer Parteinahme, bedient haben. Es soll damit nicht in Abrede gestellt werden, daß auch Beispiele von Betrug und Bestechung vorgekommen sind. Indessen, welche menschliche Einrichtung wäre wohl gänzlich frei von Mißbrauch? Manchmal gab das Orakel auch räthelhafte und zweideutige Antworten, namentlich dann, wenn in vorwitziger Weise Auskunft über zukünftige Dinge verlangt wurde. Die Orakelpriester maßten sich eben nicht an, die Zukunft zu wissen, wohl aber gaben sie selbst in verwickelten Angelegenheiten verständigen Rat und ihre Entscheidungen in rechtlichen Fragen waren stets fachgemäfs und präzise.

Für den Dienst als Pythia (weisagende Priesterin) nahm man anfangs Jungfrauen aus Delphi im blühenden Lebensalter, später, als es vorgekommen war, daß eine Pythia gewaltsam entführt worden war, über fünfzig Jahre alte Frauenzimmer von untadeliger Herkunft und unbeflecktem Rufe. In der ältesten Zeit gab es immer nur eine Pythia und die Erteilung der Orakel soll nur einmal im Jahre stattgefunden haben. Später ging man dazu über, in jedem Monat einmal das Orakel zu öffnen, bis endlich, als der Andrang immer gröfser geworden war, zu jeder Zeit des Jahres Orakel gegeben wurden. Doch galten gewisse Tage als ungünstige, an denen der Tempel geschlossen war, und es wurde zur Regel, daß man vorher durch ein Opfer sich Gewifsheit darüber verschaffte, ob es der Gottheit genehm sei, eine Antwort zu erteilen. Wir lernen dies aus dem „Jon“ des Euripides. Hier wird den Dienerinnen Kreusa's, welche in das Heiligtum eindringen wollen, von dem als Tempeldiener fungierenden Jon die Weisung erteilt:

„Sobald ihr im Vorhof Opfer gebracht,

Und von Phöbos ein Wort zu vernehmen begehrt,  
 Dann schreitet hinein; doch, schlachtetet ihr  
 Kein Lamm, dann meidet den heiligen Raum.“

Der steigende Andrang der Fragenden machte es auch bald nötig, mehrere Pythien anzustellen, die sich dann in dem sehr anstrengenden und aufreibenden Dienste abwechselten.

Der älteste über der Orakelfstätte erbaute Tempel brannte im Jahre 548 v. Chr. ab, worauf derselbe durch den korinthischen Baumeister Spintharos prächtiger wieder hergestellt wurde. Der Bau wurde verdungen an das athenische Geschlecht der Alkmäoniden, welche dabei viel Geld zugesetzt und sich dadurch in dauernde Gunst bei dem Orakel gesetzt haben sollen. Der Reichtum dieses Tempels wurde durch Schenkungen und Vermächtnisse so groß, daß man den Wert seiner Schätze auf 10000 Talente berechnete. Im sogenannten Heiligen Kriege wurde er zuerst geplündert. Ausser an goldenen und silbernen Mischkrügen, Schalen und sonstigem Opfergerät scheint der delphische Tempel besonders reich an kostbaren Teppichen und gestickten Gewändern gewesen zu sein. Eine Andeutung davon giebt Euripides in dem schon erwähnten Drama „Jon“. Hier wird uns von einem prächtigen Teppich erzählt, den Herakles aus der Amazonenbeute dem Gotte geweiht haben sollte. Uranos, die Sterne sammelnd, war darauf abgebildet, und der Sonnengott, der seine Roffe zum Niedergang treibt, von der andern Seite die Nacht heraukkommend, in schwarze Schleier gehüllt und ihr Zweigefpann mit leichtem Bande zügelnd, hinter ihr der Sterne Chor, die Plejaden, der schwertgegrütete Orion, darüber die Bärin, die den goldnen Schweif zum Pole kehrt. Auch des Mondes volle Scheibe erblickte man und die sturmverkündenden Hyaden, endlich Eos die Sterne scheuchend. Andere Webereien stellten hellenische Schiffe im Kampfe mit barbarischen dar, wieder andere Löwen- und Hirschjagden oder Kämpfe halbtierischer Kentauren.

Mit dem mehr und mehr um sich greifenden Verfall des griechischen Volkslebens in dem Zeitalter nach dem peloponnesischen Kriege und mit der Abnahme des Glaubens an die alten Götter sank auch das Ansehen des delphischen Orakels zusehends, doch wurde es erst unter Kaiser Theodosius im J. 492 n. Chr. vollständig geschlossen, nachdem schon Konstantin der Große das Standbild des delphischen Gottes und den heiligen Dreifuß nach Konstantinopel entführt hatte.

Das bedeutendste apollonische Orakel nächst dem delphischen war dasjenige zu *Didyme* bei Milet. Die Familie der Branchiden, in deren erblichem Besitze dasselbe war, bediente sich zur Erteilung der Antworten gleichfalls eines Weibes als Mittelsperson, der ekstatische Zustand soll durch Trinken aus einer Quelle hervorgerufen worden sein. Die Thätigkeit des Orakels, welches wie das delphische ein Spruchorakel war, erlitt durch den jonischen Krieg eine Unterbrechung, da die Perfer das Heiligtum zerstört hatten. Später bauten die Milesier den Tempel wieder auf, doch kam das Orakel nicht wieder zu dem früheren Ansehen.

Von kleineren Orakeln dieser Art sind noch bekannt das *klarische* bei Kolophon, das *ismenische* bei Theben, welches nach der Zerstörung Thebens durch Alexander den Großen einging, anderer nicht zu gedenken, von denen man nur den Namen kennt.

*Zeichenorakel.* Diese unterscheiden sich von den Spruchorakeln dadurch, daß sie ihre Antworten auf gewisse äußere Zeichen gründeten, die entweder jedem Laien verständlich waren oder von der zum Orakel gehörigen ständigen Priesterschaft erst kunstmäßig ausgelegt werden mußten. Eines der angesehensten dieser Art war das Orakel zu *Olympia*, welches erbliche Priester aus dem Geschlechte der Jamiden in Elis verwalteten. Diese weisagten meistens aus den Eingeweiden der Opfertiere oder aus den beim Verbrennen des Opfers

beobachteten Zeichen. Älter und berühmter war das Zeusorakel zu *Dodona*. Das Hauptzeichen, dessen Auslegung sich allerdings gänzlich der Kenntnis des Laien entzog, bestand hier in dem Rauschen der Zweige und Blätter der alt ehrwürdigen Zeuseiche am Fusse des Berges Tomaros. Als ein weiteres Zeichen wird das Riefeln der am Fusse der Zeuseiche entspringenden Quelle erwähnt, woraus die dodonäischen Peleiaden (Priesterinnen) die Zukunft geweisagt haben sollen. Das dodonäische Orakel wurde wie das delphische häufig von Staatswegen befragt. Sein Ansehen behauptete sich bis in die Zeiten Alexanders hinab, wenn es auch durch den höheren Glanz Delphi's etwas in Schatten gestellt wurde. Am meisten benutzten es die in der Nachbarschaft wohnenden Stämme der Ätoler, Akarnanen und Epiroten. Wann es seine Thätigkeit eingestellt hat, ist nicht bekannt.

Andere griechische Zeichenorakel von minderer Berühmtheit übergehend, erwähnen wir nur noch das Orakel des Zeus Ammon in der libyischen Wüste, welches zwar nicht hellenischen Ursprungs war, aber doch frühzeitig durch Kyrenäer hellenisiert, auch in Griechenland hohes Ansehen genoss und namentlich von den Spartanern viel benutzt wurde. Bekannt ist die Befragung desselben durch Kambyfes und später durch Alexander den Großen, der sich dort zum Sohne des Zeus erklären liefs.

*Traumorakel.* Diese haben zwar wie die gleich zu besprechenden Totenorakel für das öffentliche Leben der Griechen geringere Bedeutung gehabt, als die beiden vorher besprochenen Arten, desto fleissiger aber wurden sie von Privatpersonen in den verschiedensten Lagen des Lebens um Rat und Auskunft gebeten, namentlich sind die Traumorakel fast als Krankenheilanstalten zu betrachten. Sie waren der Mehrzahl nach Heiligtümer des Heilgottes Asklepios, unter diesen das berühmteste dasjenige zu Epidauros in der Landschaft Argolis, wo innerhalb des ausgedehnten Tempelbezirkes sich eine

stattliche Reihe von Gebäuden zur Aufnahme der von nah und fern herbeiströmenden Kranken befand. Zur Heilung der letzteren bediente man sich hier wie bei allen ähnlichen Anstalten der *Inkubation* oder des Tempelschlafes. Der Patient wurde nämlich nach vielen vorausgegangenen Vorbereitungen, als Fasten, Gebet und Opfer, in den Tempel geführt und mußte hier auf dem Felle eines geschlachteten Opfertieres liegend die Nacht zubringen, um während des Schlafes eine göttliche Offenbarung über das beste Mittel zu seiner Heilung zu empfangen. Die Priester fragten ihn dann am andern Morgen, was er geträumt habe, und richteten nach den Antworten, die sie ihm wahrscheinlich geschickt in den Mund zu legen wußten, ihre Kurmethode ein. Die Hauptsache war eben, in den Kranken ein festes Vertrauen auf die Hilfe des mächtigen Heilgottes zu erzeugen. Die von den heilkundigen Priestern angewendeten Arzneimittel, die gesunde Luft, die streng vorgeschriebene Lebensordnung thaten dann das Übrige, so daß es kein Wunder ist, wenn der Ruf von Epidauros von Jahr zu Jahr stieg. Über ihre Kurgäste, deren Krankheiten und die angewendeten Heilmittel führten die Priester genaue Verzeichnisse, welche später eine wichtige Quelle der Belehrung für das Studium der Arzneiwissenschaft gebildet haben. In welchem Ansehen Epidauros stand, beweist schon der Umstand, daß dort zu Ehren des Gottes alle vier Jahre, und zwar neun Tage nach den Isthmien, musische und gymnastische Wettkämpfe abgehalten wurden. Ähnlicher Anstalten wie Epidauros gab es noch ziemlich viele, sie waren überall an solchen Orten angelegt, wo schon die natürlichen Vorbedingungen zu einem glücklichen Heilverfahren, gesunde Luft, heilkräftige Quellen, schattige und bequeme Spazierwege, gegeben waren. Wir erwähnen das von Epidauros aus gestiftete Heiligtum des Asklepios in Pergamon, welches gleichfalls in hohem Rufe stand, ferner Triikka in Thessalien, Gerenia in Messenien, Pellene, Phlius, Sikyon, die

Infel Kos und in Kleinafien noch Knidos und Smyrna. Nicht alle Traumorakel, die fich mit Heilung von Krankheiten befaßten, waren Heiligtümer des Asklepios; zu Amphiclea in Phokis gab es z. B. ein folches des Dionysos. Andere wiederum waren nicht lediglich Krankenheilanstalten, fondern gaben über die verschiedenften Angelegenheiten Auskunft, wie z. B. das Traumorakel des Amphiaraos zu Oropos auf der Grenze von Attika und Böotien, welches feiner Zeit auch von dem lydischen Könige Kröfus beschickt wurde, oder das Orakel des Trophonios bei Lebadea in Böotien in einem heiligen Haine neben dem Tempel des Agathodämon und der Tyche. Die Ratfuchenden wurden hier nach den mannigfaltigen Vorbereitungen, welche in Opfern, Fasten und Reinigungen bestanden, zur Nachtzeit in eine unterirdische Höhle hinabgelaffen, wo die vielfachen auf fie einftürmenden Schrecknisse, verbunden mit den vorausgegangenen Fasten und Bädern, fie in einen zwischen Schlafen und Wachen fchwebenden Zustand der Betäubung veretzten, in welchem fie allerlei Offenbarungen vernahmen oder zu vernehmen glaubten. Unter dem Volke ging die Rede, daß derjenige, welcher einmal in der Höhle des Trophonios gewesen fei, für fein ganzes Leben das Lachen verlernt habe. Über die eigentliche Bedeutung dieses Heros, der auch unter den mythifchen Baumeiftern von unterirdifchen Schatzhäufern erwähnt wird, herrscht noch tiefes Dunkel. Das Orakel zu Lebadea foll von Delphi aus eingerichtet worden fein. Auch zu Mallos in Cilicien gab es ein fehr angefehenes Traumorakel, als deffen Stifter Mopsos, der Sohn der Manto, genannt wird.

*Totenorakel.* Den Traumorakeln verwandt find die Totenorakel, d. h. folche, welche die Kunft zu befitzen behaupteten, die Seelen der Abgefchiedenen aus der Unterwelt heraufzubefchwören, um den Ratfuchenden Antwort zu erteilen. Daß hierbei fehr viel abfichtliche Täufchung des abergläubifchen Volks mit unterlief, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Die Anwendung der Inkubation war auch diesen Orakeln nicht fremd, doch gab es auch solche, wo man den Ratfuchenden die Seelen, welche sie befragen wollten, im wachen Zustande zeigte. Sie erschienen in schattenhafter, undeutlicher Gestalt und redeten mit hohler und dumpfer Stimme. Auch hier forgte man, wie in der Höhle des Trophonios dafür, daß die Ratfuchenden durch allerlei geheimnisvolle Vorbereitungen in einen aufgeregten Zustand versetzt wurden, in welchem sie den ihnen gespielten Betrug nicht merkten. Man errichtete solche Totenorakel am liebsten an solchen Orten, wo alten Traditionen gemäß sich Eingänge zur Unterwelt befanden, wie zu Kichyros am Acheron in Thesprotien, am Vorgebirge Tánaron in Lakonien, zu Heraclea am Pontus, bei Cumae am avernischen See und an anderen Orten. Von herumziehenden Gauklern wurde die Nekromantie (Geisterbeschwörung) als freie Kunst betrieben.

*Zauberei.* Mit der durch Zauberkünstler aller Art betriebenen Geisterbeschwörung sind wir schon in das Gebiet der eigentlichen Zauberei gelangt, die kaum noch etwas mit der Religion zu thun hat, sondern die gewissenlose Ausbeutung der leichtgläubigen und unwissenden Menge bezweckt. Alle Künste dieser Art waren in Griechenland sehr im Schwange, und schon Plato klagt über das Überhandnehmen dieses Unfugs. Die Zauberei, d. h. die Kunst, durch allerlei geheime Mittel sich göttliche oder dämonische Kräfte dienstbar zu machen, ist indeffen keineswegs griechischen Ursprungs, sondern hat vom Orient her in Griechenland Eingang und Verbreitung gefunden. Am meisten wurde sie in Thessalien betrieben, doch waren es im allgemeinen nicht die einheimischen Götter, welche man sich durch Beschwörungen und Zauberformeln dienstbar zu machen suchte, als vielmehr fremdländische Götter und Dämonen untergeordneter Art. Von einheimischen Gottheiten ist nur *Hekate* mit der Zeit zur Zaubergöttin geworden, ein altes Symbol des Mondes, d. h.

des unsichtbar gewordenen oder was daselbe fagen will, in der Unterwelt weilenden Mondes. Dem griechischen Volksglauben zufolge verfügte Hekate über alle geheimen und magischen Kräfte der Natur. Deshalb wurde sie auch stets von allen Zauberern und Zauberinnen angerufen, und die berühmtesten Zauberinnen des mythischen Altertums, Kirke und Medea, werden als ihre Töchter bezeichnet. Eine solche Anrufung der Hekate lesen wir z. B. bei Theokrit im zweiten Eidyllion:

Heute thu' ich's ihm an mit Zauber. Auf denn, Selene!  
 Leuchte mir freundlich! Es gilt, o Göttin, das Weihegebet dir  
 Und der Unterwelt Herrscherin, Hekate, dir, der die Hunde,  
 Wenn du in Blut durch Gräber der Toten schreitest, erbangen.  
 Hekate, schreckliche, sei mir begrüßt! Auf, fegne das Werk mir!

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auf die verschiedenen Zaubermittel und die durch dieselben angeblich zu erzielenden Wirkungen näher eingehen. Manche derselben, wie das Besprechen von Wunden und Blutflüssen, wovon schon bei Homer Spuren vorkommen, und andere sogenannte sympathetische Mittel sind noch ziemlich harmloser Natur, während andere nicht ungefährlich für Leben und Gesundheit waren. Eine große Rolle spielen bei den griechischen Zauberern die Liebestränke und andere Mittel, durch welche man sich die Liebe einer andern Person glaubte erhalten, oder wenn dieselbe verloren gegangen war, wiedergewinnen zu können, ferner das Herbeizaubern des Regens, die Kunst, Menschen oder Tieren Krankheiten anzuzaubern, sich unsichtbar zu machen oder in allerlei Gestalten zu verwandeln, und dergleichen mehr. Die abergläubische Furcht vor bösem Zauber liefs daher die Menschen schon früh auf Mittel zur Abwehr desselben sinnen. Von gewissen Pflanzen und Bäumen, als Meerzwiebeln, Eibisch, Lorbeer glaubte man, daß sie eine den Zauber brechende Kraft besäßen. Schon bei Homer giebt

Hermes dem Odyseus das Kraut Moly, um durch dasselbe die Zauberkünste der Kirke unwirksam zu machen. Noch gröfseren Schutz versprach man sich von den noch heute bei allen orientalischen Völkern vielfach gebrauchten *Amuletten*, welche meist in Ringform aus Metallen oder Steinen aller Art verfertigt und mit Figuren, Charakteren und geheimnisvollen Inschriften versehen, um den Hals getragen wurden. Auch hängte man Köpfe und Beine von allerlei Tieren als Schutzmittel an Bäumen, an Hausthüren und innerhalb des Hauses auf. Abbildung eines gröfseren Amulettes geben wir in Fig. 13, einiger kleinerer in Fig. 14.



Fig. 13. Amulett mit Ἐφέσια γράμματα.

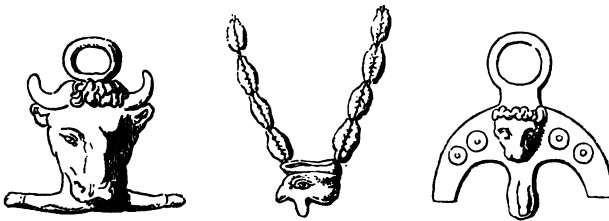


Fig. 14. Amulette.



## VII.

### Reinigungen und Sühnungen.

Die zunehmende Erkenntnis, daß die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichend seien, um das durch Verfündigungen aller Art gestörte Verhältnis zwischen der Gottheit und dem Menschen wiederherzustellen, führte allmählich zur Anwendung besonderer Reinigungs- und Sühnemittel, auf deren allgemeine Verbreitung das delphische Orakel einen wesentlichen Einfluß gehabt zu haben scheint. Daß für alle diejenigen, welche eine Blutschuld auf sich geladen hatten, ein feierlicher Akt der Reinigung unerläßlich sei, war ein alter bereits durch göttlichen Vorgang geheiligter Glaube. Hatte doch Apollon selbst, als er den Drachen Python getötet, sich auf Befehl des Zeus im Tempel einer solchen Reinigung unterzogen. Von den Formalitäten, welche für einen mit Blutschuld Behafteten für notwendig erachtet wurden, giebt uns der Dichter Apollonios von Rhodos in seinem berühmten Epos von der Fahrt der Argonauten eine Vorstellung. In demselben schildert er ausführlich, auf welche Weise Jafon und Medea, die sich durch den Mord von Medea's Bruder Absyrtos befleckt hatten, von der Zauberin Kirke gereinigt wurden. Diese schlachtet ein junges vom Euter der Mutter weggenommenes Ferkel und läßt das Blut deselben über die Hände der Mörder fließen unter Anrufung

des Zeus, daß er den rächenden Erinnyen Einhalt thun und die Schuldigen wieder zu Gnaden annehmen möge. In ähnlicher Weise wird der durch die Ermordung seiner Mutter Klytämnestra mit schwerer Blutschuld behaftete Orest am Altare Apollons zu Delphi gereinigt. Ihm wird das Blut eines noch saugenden Lammes über die Hände und den Kopf gegossen. Hierauf muß er ein Reinigungsbad nehmen. Das Verbrennen von Opferfladen und Rauchwerk nebst einer weinlosen Spende (Libation) macht dann den Beschluß des ganzen Reinigungsaktes.

In der geschichtlichen Zeit machte man bezüglich des Reinigungsaktes einen Unterschied, ob die Tötung eines Menschen eine absichtliche (Mord) oder unabsichtliche (Totschlag), eine erlaubte oder unerlaubte gewesen war. Erlaubt war die Tötung eines Menschen im Stande der Notwehr, ferner gegenüber dem auf frischer That ertappten Ehebrecher, dem nächtlichen Diebe, wenn er sich zur Wehre setzte, endlich gegenüber allen denjenigen, welche das Gesetz für vogelfrei erklärt hatte. Doch war in allen diesen Fällen eine Sühne unerläßlich, welche darin bestand, daß der Mörder eine Zeitlang das Land zu verlassen hatte und bei seiner Rückkehr sich einer religiösen Reinigung unter den vorgeschriebenen Förmlichkeiten unterzog. So sehen wir schon in der Heroenzeit Theseus sich selbst auf ein Jahr nach Trözene verbannen, nachdem er die Söhne des Pallas, welche ihm die Herrschaft in Athen streitig machen wollten, im gerechten Kampfe erschlagen hatte. Verbunden mit einer solchen Reinigung war eine förmliche Ausföhnung mit den Angehörigen des Ermordeten, welche auf keinen Fall verweigert werden durfte. In Athen fand die Reinigung des Mörders am Altare des Zeus Meilichios statt, welcher in der Nähe des Heiligtums der Demeter und Kora am Kephisos stand. Die Reinigung konnte auch für eine ganze Gemeinde notwendig werden, wenn sie den oder die Mörder nicht rechtzeitig ausgestoßen

oder zur Strafe gezogen hatte, weil in diefem Falle die Blutfchuld auf fie übergegangen war. Gefchichtlich berühmt ift in diefer Art die fogenannte kylonifche Blutfchuld der Athener. Als der Führer der Volkspartei, Kylon, im Jahre 612 v. Chr. den Verſuch gemacht hatte, die Herrſchaft des Adels zu ſtürzen, wurden nach feiner Flucht ſeine Anhänger trotz der ihnen zugeſicherten Amneſtie an den Altären der Götter ermordet. Dieſe Blutfchuld konnte ſelbſt durch die Vertreibung der Alkmäoniden, welche zu der Frevelthat die Anreizung gegeben hatten, nicht geſühnt werden. Die Athener beriefen daher, als ſie im Jahre 594 durch eine Peſt heimgeſucht wurden, auf den Rat des delphiſchen Orakels den weißen Epimenides von Kreta, um Land und Volk zu entführen. Wir ſind über das von demſelben angewendete Verfahren ziemlich genau unterrichtet. Epimenides liefs vom Areopag, dem alten Blutgerichtshofe der Athener, eine Anzahl weißer und ſchwarzer Schafe gehen, und wo ein jedes ſich niederliefs, einen Altar errichten und das Tier opfern. Auf dieſe Weiſe durfte er hoffen, keinen der Götter, welche etwa wegen der kylonifchen Blutfchuld den Athenern zürnen möchten, zu übergehen.

Es brauchte nicht gerade ein Mord begangen zu ſein, um eine Reinigung notwendig erſcheinen zu laſſen. Auch andere abſonderliche Vorkommniſſe des Privatlebens, böſe Krankheiten, in denen man eine Strafe der Götter erblickte, namentlich Geiſteskrankheiten, böſe Träume u. ſ. w. erforderten eine ſolche. Ebendahin gehört auch die Reinigung der Frauen nach überſtandenem Wochenbett, gewöhnlich am vierzigſten Tage, wie das z. B. auch bei den Juden üblich war. Wöchnerinnen galten eben als unrein, weſhalb auf der dem Lichtgotte Apollon geweihten Inſel Delos keine Frau ihr Wochenbett abwarten durfte. Perſonen, welche bei der Entbindung oder Pflege von Wöchnerinnen in irgend einer Weiſe beteiligt geweſen waren, bedurften ebenſo ſehr der

Reinigung, wie diejenigen, welche mit einer Leiche in Berührung gekommen waren.

Die behufs der Reinigung anzuwendenden Mittel waren je nach Art der Verunreinigung verschieden. Bei Verunreinigungen leichter Art genügte die Anwendung des Meerwassers, oder wenn man dies nicht haben konnte, that auch reines, mit Salz veretztes Quellwasser dieselben Dienste. Das Übergießen der Hände mit dem Blute eines Ferkels oder anderen noch saugenden Thieres wurde nur in schweren Fällen angewendet. Auch das Feuer war ein wichtiges Reinigungsmittel. Das Springen durch ein angezündetes Strohfeuer wird z. B. häufig erwähnt. Auch entzündete man Schwefel, Weihrauch und getrocknete Blätter und Kräuter aller Art, um den Rauch als Reinigungsmittel zu benutzen. Das Besprengen mit dem Abfud reinigender Pflanzen, als Lorbeer, Taubenkraut, Frauenhaar, diente demselben Zwecke. Besonders beliebt waren diese Reinigungen und Sühnungen in gewissen Geheimkulten, deren Befprechung ein besonderes Kapitel erheischt.





## VIII.

### Die Mysterien.

---

Ein wichtigen Bestandteil des griechischen Kultus bilden die sogenannten Mysterien, welche theils von Staatswegen überwacht und verwaltet wurden, theils aber auch im Besitze privater Gesellschaften (Geheimbünde) waren. Es sei hier im voraus bemerkt, daß die Untersuchung über die Mysterien zu den aller schwierigsten gehört, da die alten Schriftsteller und Dichter, wo sie derselben gedenken, immer nur andeutungsweise und mit einer gewissen Scheu von ihnen reden, so daß eine vollständige und zusammenhängende Behandlung dieses Gegenstandes aus dem Altertum selbst nicht existiert und der Mutmaßung ein weites Feld eröffnet ist. Was namentlich die Frage des Ursprunges der Mysterien betrifft, so hat die Hypothese von einer in den Mysterien fortgepflanzten Uroffenbarung lange Zeit gläubige Anhänger gefunden, darf aber heute als beseitigt erachtet werden. Ebenso hat die Ansicht K. O. Müllers, welcher die Entstehung der Mysterien dadurch erklären wollte, daß die Kulte der pelasgischen Urbewohner Griechenlands durch die eingewanderten Hellenen unterdrückt worden seien und sich deshalb in das Dunkel des Geheimnisses hätten flüchten müssen, nicht durchdringen können. Es läßt sich

nicht bestreiten, daß in den Geheimdiensten der Griechen ausländischer Einfluß eine bedeutende Rolle spielt, auf der andern Seite ist aber auch unverkennbar, daß die geheimen Kulte, welche von der Staatsgewalt teils förmlich anerkannt und beaufsichtigt, teils wenigstens geduldet waren, nicht einen so bedeutenden Umfang gewonnen haben würden, wenn sie nicht einem tief empfundenen Bedürfnisse des gebildeteren Teiles des griechischen Volkes entgegengekommen wären. Offenbar nämlich gewährte die öffentliche Volksreligion in gewissen Lagen des Lebens keinen Trost und keine Stütze. Sie war eine Religion für glückliche und frohe Menschen, nicht für den Unglücklichen, dessen Lebenshimmel düstere Wolken beschatteten. Es konnten ferner die vorgeschriebenen Gebete, Opfer und Sühnungen des öffentlichen Kultus dem steigenden Bedürfnisse nach Entfündigung und Reinigung nicht genügen, noch weniger endlich waren die trostlosen Vorstellungen der Volksreligion von dem jenseitigen Leben dazu angethan, die nach sittlicher Reinheit Strebenden zu ermuntern und ihnen Beruhigung in der Todesstunde zu gewähren. Allen diesen Mängeln und Lücken der Volksreligion suchten die geheimen Kulte zu begegnen, und es erklärt sich daher zur Genüge, daß nicht nur der Zudrang zu den Weihen zu allen Zeiten sehr groß war, sondern auch die Mysterien sich einer hohen Achtung erfreuten, wie die anerkennenden Äußerungen so bedeutender Männer wie Pin dar, Sophokles, Plato, Isokrates Cicero u. a. bezeugen. „Es ist nicht der Reiz des Ausländischen und Geheimnisvollen allein,“ sagt Nägelsbach,\*) was in diesen Weihen so mächtig anzieht, es ist noch weniger der Drang nach Erkenntnis göttlicher Geheimnisse, es ist vielmehr einfach der Glaube, daß in der Teilnahme an den Weihen eine beglückende, die Not des Lebens besiegende Kraft liege. Ein bestimmtes, gewährleitetes Glück, eine innerliche Befriedigung, die der Grieche im gewöhnlichen

\*) „Nachhomerische Theologie“, S. 387.

Gänge der Dinge, in den Gaben und Tröstungen der Volksreligion nicht findet, sucht er in den geheimen Kulturen zu gewinnen.“

Unter den Myfterien im engeren Sinne des Wortes (denn im weiteren Sinne ift wohl kaum eine griechifche Gottheit ohne geheimnisvolle Gebräuche gewefen, die nur von gewiffen, durch Erbfchaft oder Wahl dazu berechtigten Perfonen vollzogen werden konnten, und bei welchen die Gegenwart Unbetheiliger ftreng verpönt war) heben wir als die wichtigften die eleufinifchen, samothrakifchen, dionyfifchen und orphifchen hervor.

1. *Die Eleufinien.* Sie find nachweislich die älteften aller griechifchen Myfterien und verdanken ihre Einfetzung nach einem homeridifchen Hymnus der Göttin Demeter, von deren Heiligtum in der attifchen Stadt Eleufis fie ihren Namen führten. In der älteren Zeit auf einen engeren Kreis befchränkt, wurden fie erft feit der Eroberung von Eleufis durch die Athener auch Fremden zugänglich und galten für befonders heilig und Gott wohlgefällig. Sie bildeten einen Theil des athenifchen Staatskultus und fanden unter Aufficht des Archon Bafileus. Für die Anordnung des jährlich wiederkehrenden großen Feftes der Eleufinien unterftützten den letzteren vier Beifitzer, von denen zwei aus der gefamten Bürgerfchaft, zwei aus den eleufinifchen Gefchlechtern der Eumolpiden und Keryken entnommen wurden. In diefen waren auch die vornehmften priesterlichen Ämter erblich, deren man zur Vollziehung der eigentlichen Myfterienfeier bedurfte, nämlich in dem Gefchlechte der Eumolpiden das Amt des Hierophanten, der die geheimnisvollen Heiligtümer diefes Kultus den Eingeweihten vorzuzeigen hatte, aus dem Gefchlechte der Keryken der Herold, welcher zur Andacht aufzufordern, die Gebetsformeln vorzufprechen und bei den Opfern Handreichung zu thun hatte.

Was die Zulaffung zu den Myfterien betrifft, fo fand

dieselbe jedem freigeborenen Griechen offen, wenn derselbe durch einen schon eingeweihten attischen Bürger vorgeschlagen wurde, und keine Blutschuld oder sonstige schwere Verfündigung auf ihm lastete. Der zur Annahme der Meldungen berufene Priester hatte in dieser Beziehung eine sorgfältige Prüfung vorzunehmen. Den Akt der Mysterienweihe selbst stellt die beigefügte Abbildung (Fig. 15) nach einem Relief in Neapel dar.



Fig. 15. Mysterienweihe.

Die Mysterienfeier selbst zerfiel in zwei Teile, die kleinen und die großen Eleusinien. Die ersteren wurden in dem Frühlingsmonate Anthesterion gefeiert und zwar in dem attischen Demos Agra am Ilissos in dem dortigen Tempel der Demeter und Persephone (Kora). Sie waren eine Vorbereitungsfeier für die im Herbst stattfindenden großen Eleusinien und galten vorzugsweise dem mythischen Sohne der Kora, dem Dionysos-Jakichos. Dafs die Teilnehmer (Mythen) sich im Wasser des Ilissos zu baden hatten, ist gewifs, im übrigen

find wir über den Verlauf der Feier wenig unterrichtet. Auch über die im Herbst um die Mitte des Monats Boëdromion gefeierten großen Eleufinien giebt es keine vollständige und zuverlässige Überlieferung. Wahrscheinlich dauerten sie neun Tage lang. Das Fest begann mit der Bekanntmachung des Festprogramms und der Aufforderung des Archon Basileus an alle mit Blutschuld oder Atimie Behafteten, sich der Teilnahme an den Festlichkeiten zu enthalten. Der zweite Tag war für die Reinigung der Festteilnehmer bestimmt, die teils durch Waschungen mit Seewasser, teils durch Besprengen mit dem Blute gefchlachteter Spanferkel bewirkt wurde. Dann folgten feierliche Umzüge, verbunden mit Opfern an den Altären der Demeter, Persephone und des Dionysos. Der Hauptfesttag war der 20. Boëdromion, an welchem sich die große Festprozession von Athen nach dem vier Stunden entfernt liegenden Eleufis bewegte. Das Bild des Dionysos-Jakchos wurde aus seinem Tempel hervorgeholt und dem Zuge, der mitunter aus 30000 Personen bestanden haben soll, vorangetragen. Da der Zug unterwegs sehr viele Heiligtümer berührte, an denen Halt gemacht und gewisse feierliche Gebräuche vollzogen werden mußten, so ist es begreiflich, daß derselbe erst spät abends in Eleufis anlangte. Sobald die Dunkelheit eintrat, zündete man Fackeln an, von deren Scheine dann die Bucht von Eleufis weithin erglänzte. Die Fackeln hatten natürlich eine besondere Beziehung zu der Göttin Demeter, weil diese nach der heiligen Sage, als sie die verschwundene Tochter suchte, mit Fackeln in den Händen die Länder der Erde durchirrte hatte. Nachdem der Zug in Eleufis angelangt war, wurde das Bild des Jakchos in den Tempel der Demeter gebracht, wo es bis zum Ende des Festes verblieb. Die nächsten in Eleufis stattfindenden Feierlichkeiten scheinen sich auf das Suchen der verschwundenen Persephone bezogen zu haben, wenigstens lassen die nächtlichen Fackelzüge kaum eine andere Deutung zu. Während dieser

Zeit hatten die Festteilnehmer (Myſten) bis zur eintretenden Dunkelheit jeglicher Nahrung ſich zu enthalten. Mit dem 22. Boëdromion abends hörte das Faſten auf, die Göttin war gefunden und man durfte ſich nun wieder der Freude überlaſſen, man genoß den aus Waſſer, Mehl und Polei gemiſchten heiligen Labetrunk, gerade wie ihn Demeter, als ſie im Hauſe des Keleos zu Eleuſis raſtete, getrunken haben ſollte. Die Hauptfeier der Eleuſinien fand in dem groſſen Tempel der Demeter und Perſephone, dem ſogenannten Teleſterion ſtatt, wir ſind aber über den Verlauf derſelben nur ungenügend unterrichtet. Gewiſs iſt, daſs dieſelbe eine geheime war, von der alle Nichteingeweihten ſtreng ausgeſchloſſen waren. Ebenſo gewiſs iſt, daſs den Gläubigen verſchiedene Heiligtümer, alte Götterbilder, Symbole und Reliquien vorgezeigt wurden. Daran ſchloſſen ſich erklärende Vorträge des Hierophanten über den Urſprung und die Bedeutung der verſchiedenen Heiligtümer, heilige Gefänge und dramatiſche Aufführungen, d. h. nachahmende Darſtellungen der Leiden und Thaten der Götter, wie der Raub der Perſephone und ähnliches auf dieſen Mythenkreis ſich Beziehendes. Dieſe Darſtellungen fanden auf einer mit ſzeniſchen Apparaten und Maſchinen verſehenen Bühne ſtatt. Ob dieſelben auch dazu gedient haben, den Zuſchauern die in den Myſterien niedergelegten Vorſtellungen von der Unſterblichkeit der Seele und dem Leben im Jenſeits zu verſinnlichen, muſs dahin geſtellt bleiben. Jedenfalls ſcheinen die Eindrücke erhebender und beſeligender Natur gewefen zu ſein, ſonſt würden ſie nicht den Dichter Sophokles zu jener begeiſterten Lobpreisung hingeriſſen haben, die wir in einem bei Plutarch aufbewahrten Fragmente leſen:

„Wie dreimal ſelig die  
 Der Menſchen, die, nachdem ſie dieſe Weih' geſchaut,  
 Zum Hades gehn; denn dieſen iſt allein verliehn  
 Zu leben, und den andern nichts als Elend dort.“

Und Euripides läßt in feinen „Bakchantinnen“ den Chor gottbegeifterter Frauen fingen:

„Seliger, der, ein Götterfreund,  
In den Weih'n der Unfterblichen heimifch, das Leben rein bewahrt,  
Der im Gebirg' umher  
Göttlichem Sühnefeft aufjubilend die Seele heiligt,  
Und der Kybele, der erhabnen, fich, der Allmutter, geweiht hat,  
Und emporfchwingend den Thyrfos mit dem Epheu fich das Haupt kränzt,  
Zu verherrlichen Dionyfos!“

Den Befchluß der ganzen Feier bildete die fogenannte Plemochöe, wovon der letzte Tag den Namen hatte, eine Art Totenfpende aus eigentümlich geformten thönernen Schalen, welche unter Ausprechen myftifcher Formeln die eine nach Often, die andere nach Westen ausgegoffen wurden. Womit fie gefüllt waren, ift unbekannt, wie wir auch über die ganze Bedeutung diefer Zeremonie nicht genügend aufgeklärt find.

Das Telefterion in Eleufis wurde feiner Zeit von den Perfern zerftört, aber durch Perikles prachtvoller wieder hergeftellt und fpäter dnrch Demetrius Phalereus noch vergrößert.

Die Glanzzeit der Eleufinien fällt in die Zeit zwifchen den Perferkriegen und dem peloponnefifchen Kriege, doch behaupteten fie noch lange nach dem Untergange der politifchen Selbftändigkeit Griechenlands ihr Anfehen, und vornehme Römer liebten es fich in die Myfterien einweihen zu laffen. Auch die Kaifer Hadrian und Mark Aurel gehörten zu den Eingeweihten.

Geheimkulte der Demeter gab es noch an verschiedenen andern Orten Griechenlands, doch find diefelben nicht von Bedeutung gewesen.

Wir geben beifolgend noch die Abbildung eines eleufinifchen Priesters (Daduchos) mit Fackeln in den Händen (Fig. 16) und eines Myftenftabes (Fig. 17).

2. *Die samothrakischen Mysterien.* Nächst den eleufinischen standen die samothrakischen Mysterien, welche auf der Insel Samothrake mit dem Kultus der Kabiren verknüpft waren, im größten Ansehen und im Rufe besonderer Heiligkeit. Wer diese Kabiren eigentlich waren und woher ihr Kultus stammte, sind schwer zu beantwortende Fragen, da sich schon bei den Alten die widersprechendsten Angaben darüber finden. Der Name deutet entschieden auf phönizischen Ursprung hin



Fig. 16. Eleusinischer Priester.



Fig. 17. Mystenstab (βάχχος).

(Kabirim = die Mächtigen), die Insel Samothrake war nachweislich lange Zeit im Besitze der Phönizier, doch ging der Kultus nach Verdrängung der letzteren durch die Griechen nicht unter, verbreitete sich vielmehr auch über die benachbarten Inseln Lemnos und Imbros. Einen Tempel der Kabiren gab es auch in dem nachweislich von Phöniziern kolonisierten Theben, dessen Überreste neuerdings durch Ausgrabungen aufgedeckt worden sind. Von den Äußerlichkeiten der samothrakischen Mysterien ist noch weniger bekannt, als von den eleufinischen. Gewiss ist, daß man sich von der Teilnahme an denselben gleichfalls eine innere Befriedigung,

eine den Menschen über die Not der gemeinen Wirklichkeit emporhebende Kraft versprach, während das niedere Volk den Aberglauben damit verband, daß die Eingeweihten durch eine ihnen verliehene purpurne Binde, welche sie um den Leib legten, gegen Schiffbruch und alle Gefahren der See wirksam geschützt seien. Dadurch wird der große Zudrang zu diesen Mysterien hinlänglich erklärt.

3. *Die dionysischen Mysterien.* Der Zeit nach folgen die dionysischen Mysterien, welche wahrscheinlich theils thrakischen, theils phrygischen Ursprungs, aber an keinen bestimmten Ort gebunden waren, sondern ihre Teilnahme in den verschiedensten griechischen Landschaften hatten. Ihren Namen haben sie, wie leicht ersichtlich, von dem Gotte Dionysos, dessen Kultus infolge thrakischer Einflüsse schon früh einen orgiastischen Charakter annahm, das heißt, die Feste desselben wurden mit jenem wilden Tummel gefeiert, der sich in rasendem Lärm und allerlei fanatischen Gebräuchen Luft machte und zu jenen Unsitlichkeiten führte, welche den ursprünglich höchst ehrbaren Namen der Orgien in solchen Verruf gebracht haben. An diesen Festen nahmen auch Frauen und Jungfrauen, selbstverständlich aber nur Eingeweihte theil. Szenische Darstellungen der Geburt, der Hochzeit, der Leiden und Thaten des großen, welterlösenden Gottes bildeten auch hier den Haupttheil der mystischen Feier. Und wenn diese Mysterien auch noch keineswegs nach allen Seiten hin aufgeklärt worden sind, so scheint doch auch bei ihnen der Zweck vorgewaltet zu haben, die Teilnehmer zu einem heiligeren und gerechteren Leben zu ermuntern und ihnen jene innere Befriedigung und Befriedigung zu gewähren, welche der Ungeweihte nicht haben konnte, und der sie stark machte, die vielen Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten des irdischen Daseins mit Gleichmut zu ertragen.

4. *Die Isis-Mysterien.* Isis ist bekanntlich eine altägyptische Göttin, deren Naturbedeutung das vom Nil befruchtete

Land ist. Sie wurde in der Folge zu einer segensreichen Kulturgöttin gleich der griechischen Demeter und galt als die Urheberin aller milden Sitte und geordneter staatlicher Verhältnisse und als Beschützerin der Ehe und Kinderzucht. Als nach Begründung der Herrschaft der Ptolemäer in Ägypten sich ihr Kultus über die Inseln und Küstenländer der griechischen Meere verbreitete, fanden zugleich auch ihre Mysterien Eingang, die im wesentlichen, soviel wir davon wissen, mit den eleusinischen Mysterien der Demeter eine gleiche Tendenz verfolgt haben. Die Aufzunehmenden hatten sich einem zehntägigen strengen Fasten zu unterwerfen und es wurden nur solche zugelassen, welche die Göttin selbst durch eine Traumoffenbarung dazu berufen hatte. Auch verpflichteten sich die Eingeweihten (Mythen) zur Beobachtung strenger Regeln bezüglich ihrer ganzen Lebensweise. Noch verbreiteter als in Griechenland waren die Isis-Mysterien in Rom, wo sie in der Kaiserzeit eine große Rolle spielten als die letzte Zuflucht der sinkenden heidnischen Religiosität gegen das siegreich vordringende Christentum.

5. *Die Orphischen Mysterien.* Sie sind der Zeit nach vielleicht die jüngsten\*) unter allen Mysterien, haben aber, obwohl sie nirgendwo in Griechenland öffentlich anerkannt worden sind und keinen Teil des Staatskultus gebildet haben, doch die allergrößte Verbreitung und Teilnahme gefunden. Ihren Namen führten sie von den Orphikern, einem religiösen Geheimbunde, der sich nach dem mythischen Seher und Sänger Orpheus benannte. Denn da bei den Orphikern die Lehre vom jenseitigen Leben eine Hauptrolle spielte, in Beziehung worauf sie reinere und aufgeklärtere Vorstellungen zu verbreiten und der allgemein herrschenden Todesfurcht entgegenzuarbeiten bemüht waren, so liegt die Vermutung nahe, daß

---

\*) Den wesentlichsten Anteil an der Ausbildung der Orphischen Lehren schreibt man dem Onomakritos zu, einem zur Zeit der Pisistratiden in Athen lebenden Philosophen.

Seemann, Gottesdienstliche Gebräuche etc.

sie den mythifchen Orpheus zu ihrem Patron erkoren haben, weil diefer der erste Menfch war, der, um feine geliebte Gattin Eurydike wiederzugewinnen, alle Schrecken des Todes und der Unterwelt fiegreich überwand. Die Orphifchen Myfterien waren felbftverftändlich an keinen bestimmten Ort gebunden, fondern die Mitglieder des Bundes waren über alle griechifchen Länder zerftreut und hatten, wie die heutigen Freimaurer, an den verfchiedenften Orten ihre Klubs. Auch unterfcheiden fie fich dadurch von den eleufinifchen und famothrakifchen Myfterien, dafs man bei ihnen ein größeres Gewicht auf die überlieferten Lehren und die daran geknüpften asketifchen Lebensregeln legte, während bei jenen gewiffe Kultusgebräuche, namentlich die fichtbare (fzenifche) Darftellung der heiligen Kultuslegende, die Hauptfache waren. Diefes ftrenges Lebensweife, verbunden mit Weißen und Sühnungen, wurde als Vorbereitung betrachtet auf ein feliges Ende und ein glückliches Los im jenfeitigen Leben. Nach der Lehre der Orphiker nämlich ift das aus der Afche der götterfeindlichen Titanen entftandene Menfchengeflecht im Zuftande einer angeborenen Sündhaftigkeit und die Seele befindet fich nur gleichfam zur Strafe in dem irdifchen Leibe als einem Gefängniffe. Von diefer Strafe gewährt der Tod an fich noch keine Befreiung, fondern diefe letztere tritt erft ein, nachdem die Seele durch einen Prozeß der Läuterung und Reinigung fich des urfprünglichen Zuftandes wieder würdig gemacht hat. Bis dahin muß fie wandern, d. h. nach dem Zerfalle der einen irdifchen Hülle wieder eine andere, unter Umftänden fogar eine tierifche, annehmen (Seelenwanderung). Die Orphiker begegneten fich in diefem Glauben mit den Anfchauungen der Pythagoräer und es erhellt hieraus, dafs nach diefer Lehre jeder Menfch Herr feines Schickfals ift, dafs er diefem ruhelofen Wandern je eher ein Ende machen und in den Zuftand ungetrübter Seligkeit zurückkehren kann, je früher er durch ein reines und tugendhaftes Leben die

ihm von Geburt anhaftende Sündhaftigkeit abstreift. Als Vorgefchmack diefer Seligkeit galt bei den myftifchen Feften der Orphiker der Weingenuß und die durch denfelben erweckte Begeiferung. Der Wein hatte für fie eine abfonderliche, man kann fagen myftifche Bedeutung, weil er aus dem Blute des von den Titanen erfchlagenen und zerriffenen Zagreus (Dionyfios) entftanden war, und fie alfo durch den Genuß defelben in eine unmittelbare, myftifche Verbindung mit derjenigen Gottheit traten, deren erbarmender Liebe zur Errettung aus ihrem fündhaften Zustande fie bedurften.



Prieſter der Kybele vor Myſten betend.



## IX.

### Feierzüge und Kampfspiele.

---

Festliche Aufzüge, Prozessionen und Wallfahrten sind nicht erst eine Erfindung des christlichen Kultus, sie finden sich schon in ausgedehntester Weise nicht nur bei den alten Griechen und Römern, sondern auch bei den Ägyptern und in den verschiedenen Kulturen asiatischer Völker. Sie bezweckten entweder die Aufführung von Chören oder das Abfingen heiliger Lieder zu Ehren einer Gottheit und heißen dann Zuzüge (*πρόσοδοι*), oder die feierliche Darbringung eines Opfers oder Weihgeschenks (*πομπαι*). Der großartigste Festzug dieser Art, den das griechische Altertum kennt, war derjenige, welchen man in Athen an den großen, alle vier Jahre gefeierten Panathenäen veranstaltete, um der hohen und mächtigen Schutzgöttin der Stadt das übliche Geschenk darzubringen. Dasselbe bestand in einem von athenischen Frauen und Jungfrauen gewebten und mit den prachtvollsten Stickereien gezierten großen Gewande (*πέπλος*), welches dazu diente, das alte ehrwürdige Holzbild der Athena Polias auf der Burg zu bekleiden. Da diese panathenäische Pompa wegen des auf sie bezüglichen und noch größtenteils erhaltenen Parthenonfrieses unser Interesse im höchsten Grade

in Anspruch nimmt, und wir außerdem bei keiner anderen Pompa so genau über alle Einzelheiten unterrichtet sind, so mögen hier einige Notizen über diesen Festzug, bei welchem das alte Athen seinen ganzen Glanz und Reichtum zu entfalten liebte, eine Stelle finden. Im freien Felde außerhalb des Thores sammelte sich am 28. des Monats Hekatombeion (nach unfrem Kalender um die Mitte des Monats August) frühmorgens die zahlreiche Menge der Festteilnehmer aus der Stadt und vom Lande im schönsten Feiertagschmucke, um sich hier zu ordnen und dann durch die Hauptstraßen der Stadt und an den bedeutendsten Heiligtümern vorüber zur Akropolis hinaufzubewegen. Über die Anordnung des Zuges lassen sich keine ganz sicheren Angaben machen, doch gewährt der Parthenonfries einigen Anhalt. Voraus zogen die Priester und Opferdiener mit der Festhekatombe, ihnen folgten die Thalophoren (Zweigträger), auserlesene Greise, mit Ölzweigen in den Händen, dann die Kanephoren (Korbträgerinnen), attische Bürgerstöchter, welche die heiligen Opfergeräte trugen, in Begleitung der ihnen Schirme und Sessel nachtragenden Töchter der Metöken (Fig. 18). Hinter ihnen kam unter Vorantritt von Flötenspielern und Kitharisten der Zug der Festteilnehmer teils zu Fuß, teils zu Pferde, nebst den Siegern der letzten Panathenäen, endlich Festgesandtschaften anderer Staaten, vornehmlich der attischen Kolonien. Den Mittelpunkt des ganzen Zuges aber bildete

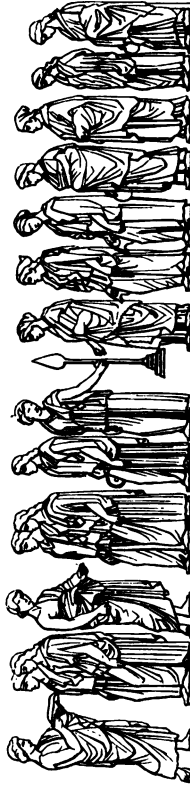


Fig. 18. Feiertag.

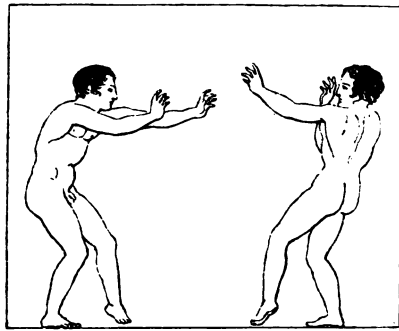
ein auf Rollen sich bewegendes Schiff, an dessen Maftbaume der zum Gefchenke für die Göttin bestimmte Peplos wie ein Segel befestigt war. Derselbe hatte einen fafranfarbigen Untergrund und zeichnete sich durch besonders reiche Stickereien aus. Die Leitung und Ordnung des ganzen Zuges hatten Herolde aus dem Geschlechte der Euniden. Auf der Akropolis angelangt, machte derselbe auf dem freien Platze zwischen dem Parthenon und dem Tempel der Athena Polias Halt, in den letzteren wurde der heilige Peplos, in den ersteren die sonstigen Weihgeschenke getragen. Das große panathenäische Opfer und die damit verknüpfte allgemeine Speisung des Volkes beschloffen die Feierlichkeiten dieses Tages.

Ähnliche Festzüge zu Ehren der verschiedensten Gottheiten gab es noch in vielen andern Städten und Staaten Griechenlands. Von der großen Prozession, welche an den Eleusinien sich zu Ehren der sogenannten eleusinischen Gottheiten (Demeter, Kora, Jakchos) von Athen nach Eleufis bewegte, ist schon oben die Rede gewesen.

*Die Kampffspiele.* Wie man die Zeit, welche zwischen der Darbringung des Opfers und dem feierlichen Opferfchmaufe in der Mitte lag, schon früh durch Belustigungen aller Art, durch Gefänge und Tänze, welche durch Chöre zu Ehren der Götter aufgeführt wurden, auszufüllen bemüht war, so hat man sich in ähnlicher Weise auch den Ursprung der religiösen Kampffspiele und Wettkämpfe zu denken. Später über ihre ursprüngliche Tendenz hinausgreifend bildeten sie für verschiedene Nationalfeste der Griechen den Mittelpunkt und Hauptzweck der Zusammenkunft, ohne deshalb ihres religiösen Charakters entkleidet zu werden. Schon bei Homer lesen wir von Wettkämpfen, welche Achilleus bei Gelegenheit der feierlichen Bestattung seines Freundes Patroklos um ausgesetzte Preise anstellen ließ, von den Wettspielen der Phäaken und andern, was auf ein sehr hohes Alter dieser Gebräuche schliesen läßt. Später waren alle irgendwie be-

deutenden religiösen Feste mit einer oder mehreren Arten von Kampfspielen verbunden. Man teilt sie gewöhnlich in *gymnische*, *hippische* und *musische* Spiele. Die beiden ersteren beruhen lediglich auf körperlicher Kraft und Gewandtheit, die letzteren hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, in der Aufführung neuer Dramen. Die gymnischen Wettkämpfe zerfallen wieder in fünf verschiedene Arten, nämlich *Lauf*, *Sprung*, *Ringkampf*, *Diskoswerfen* und *Speerwerfen*, welche zusammen auch Fünfkampf heißen. Um bei den großen Nationalspielen den Siegespreis zu erlangen, war es erforderlich, wenigstens in drei der genannten Kampfsarten seine Mitbewerber überwunden zu haben.

Für die weiteren Einzelheiten der Kampfspiele verweisen wir auf Band 2 dieser Serie der Kulturbilder, wo dieselben ausführlich geschildert worden sind.



Beginn des Ringkampfes.



## X.

### Die wichtigsten Feste der Griechen.

Eine nur einigermaßen vollständige Aufzählung der in Griechenland gefeierten Feste ist wegen der außerordentlichen großen Menge göttlicher und halbgöttlicher Wesen, welche in den verschiedenen Staaten verehrt wurden, und bei der Lückenhaftigkeit der vorhandenen Quellen unmöglich. Von vielen kennen wir kaum mehr als die Namen, am vollständigsten ist im allgemeinen die Überlieferung bezüglich der in Athen gefeierten. Wir beschränken uns daher auf die Besprechung der wichtigsten und bekanntesten Feste, indem wir dieselben nicht an die einzelnen Landschaften, in denen sie gefeiert, sondern an die Namen der Gottheiten, zu deren Ehre sie gefeiert wurden, anknüpfen.

**Feste des Zeus.** Wir beginnen billigerweise mit Zeus als dem obersten aller griechischen Götter. Wenn der Kultus des Zeus auch keiner griechischen Landschaft oder Stadt ganz fremd geblieben ist, so hatten doch gewisse Kultusstätten und Feste desselben eine hervorragende Bedeutung. Unter den letzteren nimmt das große, zu Olympia in der Landschaft Elis gefeierte Nationalfest unbestritten die erste Stelle ein, da es

Sowohl durch seinen Glanz wie durch die Menge der Festteilnehmer alle anderen öffentlichen Feste weit hinter sich liefs. Es galt dem Zeus als Oberherrn der Welt und der Götter und war mit glänzenden Spielen verknüpft. Sein Ursprung verliert sich in ein mythisches Dunkel. Die Sage knüpft seine Entstehung bald an den Namen des Pelops, des mythischen Stammvaters des achäischen Königsstammes, bald an den Herakles an, welcher dasselbe zur Verherrlichung seines Sieges über den Augeias eingesetzt haben soll. Gewifs ist, dafs vor der Zeit des spartanischen Gesetzgebers Lykurgos die olympischen Spiele keine allgemeinere Bedeutung hatten, sondern nur von den Pisaten und den nächsten Umwohnern gefeiert wurden. Erst durch den Vertrag, welchen Lykurg mit dem Eleerfürsten Iphitos wegen gemeinsamer, alle vier Jahre dem olympischen Zeus in dem alten Haine am Alpheiosflusse darzubringender Opfer schlofs, erhoben sich die nun regelmäfsig mit diesem Opfer verbundenen Festspiele durch den überwiegenden Einflufs des dorischen Stammes zu nationaler Bedeutung. Seit dem Jahre 776 v. Chr., in welchem der Eleer Koröbos im Laufe siegte, wurde ein fortlaufendes Verzeichnis der Sieger geführt, und es kam bald die Sitte auf, nach den zu Anfang eines jeden fünften Jahres wiederkehrenden Spielen die Zeit zu messen (Olympiadenrechnung), indem man das Jahr, in welchem Koröbos gesiegt hatte, als das erste Jahr der ersten Olympiade festsetzte. Zu Ende des 8. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung waren bereits sämmtliche Staaten des Peloponnes dem heiligen Bündnisse der Spartaner und Eleer beigetreten, womit sie natürlich auch den Gottesfrieden anerkannten, der während des Festmonats auf der ganzen Halbinsel beobachtet werden mufste. Rasch traten nun auch die Staaten des übrigen Griechenlands einer nach dem andern hinzu, so dafs bereits vor dem Ende des 7. Jahrhunderts die Spiele zu Olympia ein Nationalfest aller Griechenstämme, sowohl des Festlandes wie der Inseln und zahlreichen Kolonien

geworden waren und dadurch eine weitgreifende Bedeutung für das gefamte Kulturleben der Hellenen gewannen.

Was die *Zeit* der olympifchen Spiele betrifft, fo gehörten diefelben wie unfer Ofterfeft zu den beweglichen Feften, indem fie fich gleichfalls nach dem Monde richteten. Sie begannen nämlich mit dem Eintritte des erften Vollmondes nach der Sommerfonnenwende, fielen alfo in die letzten Tage des Juni oder in die erste Hälfte des Juli und wurden allmählich mit der wachfenden Zahl der Kampfarten auf fünf bis sechs Tage ausgedehnt.

Die *Örtlichkeit* läßt fich mit Hilfe der von Pausanias gegebenen Befchreibung und auf Grund der für Rechnung der deutichen Reichsregierung in den Jahren 1875 bis 1880 ausgeführten Ausgrabungen genau feftstellen. Der heilige Bezirk von Olympia lag am füdlichen Abhange des Berges Olympos und des Kronionhügels, füdlich durch den Fluß Alpheios, weftlich durch den fich hier in den Alpheios ergießenden Bach Kladeos begrenzt. Eine 300 Stadien lange heilige Strafe verband den Hain mit der Stadt Elis. Den Mittelpunkt des Ganzen bildete die fogenannte Altis, der eigentliche Tempelraum, in welchem fich außer dem berühmten Zeustempel, der im J. 433 durch den Eleer Libon vollendet wurde, noch eine Menge anderer Heiligtümer befanden. Die größte Sehenswürdigkeit von Olympia war die im Tempel des Zeus aufgestellte, aus Gold und Elfenbein von Phidias Meifterhand verfertigte Statue des Gottes von ca. 13 Meter Höhe. Die Altis war rings von einer Mauer umfchloffen und hatte nur ein größeres Thor an der Südfeite. Innerhalb derfelben befand fich auch rechts vom Eingange der der heiligen Sage nach von Herakles gepflanzte Ölbaum, deffen Zweige zur Bekränzung der Sieger dienten, desgleichen der große Brandopferaltar des Zeus auf einem mächtigen Unterbau von 40 m Umfang, deffen schon oben (S. 13) gedacht wurde. Oben hinaufzuftiegen war nur Männern erlaubt. An die Altis

lehnten sich im Halbkreise die verschiedenen Räumlichkeiten für die Wettkämpfe, das etwa 180 Meter lange Stadion und der doppelt so lange Hippodrom, ferner die Schatzhäuser der verschiedenen griechischen Staaten und das Gymnasium, in welchem die Wettkämpfer sich mindestens einen Monat vor dem Beginn der Festspiele üben und in den Regeln des Kampfes unterrichten lassen mußten. Da es Privatwohnungen nur in höchst beschränkter Anzahl gab, so pflegten die von allen Teilen Griechenlands herbeigeströmten Festteilnehmer entweder im Freien oder unter Zelten zu lagern. Zur Befriedigung der mancherlei Bedürfnisse dieser großen Menschenmenge kamen zahlreiche Händler und Krämer herbei, deren Verkaufsbuden das lebendige Bild eines lebhaften Marktverkehrs vervollständigten. Eine restaurierte Ansicht Olympias von A. Bohn findet der Leser im 1. Bande dieser Kulturbilder S. 44.

Die Festlichkeiten selbst bestanden aus den gottesdienstlichen Handlungen und den Festspielen, welche den ersteren teils vorangingen, teils folgten. Das Hauptopfer galt selbstverständlich dem Zeus und trug einen besonders feierlichen Charakter. Neben ihm wurden aber auch andere Götter und Heroen mit Opfern bedacht. Hinsichtlich der Spiele steht fest, daß nicht alle oben erwähnten Arten von Anfang an in Olympia üblich waren, das Pentathlon z. B. kam erst seit der 18. Olympiade auf, die Rosswettkämpfe wurden erst in der 25. Olympiade eingeführt. Genauer über die Reihenfolge der Wettkämpfe ist nicht bekannt. Zugelassen zum Kampfe wurden nur solche Personen, welche vor den Kampfrichtern (Hellanodiken) nachgewiesen hatten, daß sie freigeborene Männer hellenischer Abstammung und unbescholten waren, sowie daß sie während der gesetzlichen Frist von zehn Monaten sich den vorgeschriebenen Übungen und der vorgeschriebenen Lebensordnung unterworfen hatten. Hatten sie sich in dieser Weise legitimiert, so mußten sie vor den Kampf-

richtern einen Eid ablegen, daß fie beim Kampfe keinerlei unerlaubte Künftgriffe anwenden wollten. Als Zufchauer wurden auch Fremde und Sklaven zugelaffen, die Frauen waren aber, wie das bei den gymnifchen Wettkämpfen ſchon der Anftand gebot, ausgeſchloffen.

Die Leitung der Spiele war ein Ehrenrecht der Eleer, die Zahl der Kampfordner (meiſt zehn), die durch Purpurgewänder ausgezeichnet waren und zur Handhabung der Ordnung eine Menge von Herolden und Signalbläfern unter ſich hatten, ſcheint nicht zu allen Zeiten dieſelbe gewefen zu ſein. Sie konnten wegen Übertretung der gefetzlichen Beſtimmungen Geldſtrafen verhängen, welche dem Zeuſtempel zufielen.

Der *Kampfpreis* beſtand nicht in Geld oder geldeswerten Dingen, ſondern in einfachen Olivenkränzen, welche der Vorſitzende der Hellanodiken den Siegern am letzten Tage vor der ganzen zahlreichen Feſtverſammlung auf das Haupt drückte. Natürlich konnten die Zweige nicht von jedem beliebigen Baume genommen werden, ſondern nur von dem im heiligen Haine des Zeus grünenden „Baume der ſchönen Kranzzweige“, der einſt von Herakles gepflanzt worden war. Ein Knabe ſchnitt die erforderlichen Zweige mit einem goldenen Meſſer ab, nachdem wegen dieſer Beraubung des heiligen Baumes der Nymphe des Haines ein Sühnopfer dargebracht worden war. Die Sieger brachten dann unter Begleitung feſtlicher Chöre dem ſiegverleihenden Zeus ein Opfer dar und wurden zum Beſchluß des ganzen Feſtes von den Eleern glänzend bewirtet. Die Ehre, in den olympiſchen Spielen geſiegt zu haben, galt zu allen Zeiten ſo hoch, und den Sieger erwarteten, wenn er unter den Jubelrufen ſeiner Mitbürger in die Vaterſtadt heimkehrte, ſo glänzende Auszeichnungen, daß es wohl der Mühe wert erſcheinen mochte, um den olympiſchen Kranz zu ringen. Man begleitete ihn in feierlichem Zuge zu dem Tempel des Hauptgottes, wo er ſeinen Kranz als Weihgeſchenk niederlegte. Die Befreiung der Olympio-

niken von allen Steuern und ein Ehrensitze bei allen Spielen und Festen war fast in allen griechischen Gemeinden üblich. Die Athener pflegten noch ein Geldgeschenk hinzuzufügen. Auch hatten die Sieger das Recht, ihre Bildnisse in der Altis aufstellen zu lassen, ikonische freilich nur, wenn sie bereits dreimal gesiegt hatten.

Wenn Zeus zu Olympia als Nationalgott der Griechen und in seiner ethischen Bedeutung als der Beschützer aller staatlichen Ordnung verehrt wurde, so tritt dagegen in verschiedenen Lokalkulten seine Bedeutung als Naturgottheit hervor. So wurde in Athen beim Beginne der unfreundlichen winterlichen Witterung dem Zeus Maimaktes ein Stühnopfer dargebracht, weil der Gott dann zu zürnen schien und befänktigt werden mußte. Dieselbe Naturbedeutung des Gottes giebt sich auch in dem attischen Hauptfeste des Zeus, den im Monat Anthesterion von allen Dämonen mit unblutigen Opfern begangenen *Diasien*, zu erkennen. Man freute sich dann des wieder in heiterer Bläue strahlenden Himmels nach den trüben und unfreundlichen Tagen des Winters.

Von anderen Zeusfesten mag es für unseren Zweck genügen, nur noch die bei der argivischen Stadt Kleonä zweimal in jeder Olympiade gefeierten, mit Kampfspielen verbundenen *Nemeen*, das Fest des lykäischen Zeus in Arkadien, endlich das von den verbündeten Griechen zum Andenken an den Sieg bei Plataä gestiftete Fest der Eleutherien zu erwähnen.

**Feste der Hera.** Es erscheint auffällig, daß der hohen Himmelsbeherrscherin und Gemahlin des Zeus im ganzen nur wenige Feste gefeiert wurden. In Athen trat der Kultus dieser Göttin fast ganz zurück, während sie in Argos die am meisten verehrte und eigentliche Landesgottheit war. Hier feierte man denn auch das Hauptfest derselben, die Heräen, mit besonderem Glanze jedoch nur alle vier Jahre. Die argivischen Frauen pflegten ihr dann ein von ihnen gewebtes

und mit Stickereien geziertes Gewand darzubringen. Ein großer Festzug, ein glänzendes Opfer (Hekatombe), verbunden mit einer allgemeinen Speisung des Volkes und einem Wettlaufen argivischer Jungfrauen, dienten zur Verherrlichung des Festes. In ähnlicher Weise wurden die Heräen in Elis gefeiert, während man an dem Hauptfeste der Göttin zu Samos die heilige Hochzeit des Zeus und der Hera darzustellen pflegte.

**Feste der Athene.** Pallas Athene war bekanntlich die Schutzgöttin in der Stadt Athen. Es ist daher begreiflich, daß die Athener diese Göttin durch glänzende Feste zu ehren suchten. Das bekannteste unter diesen sind die im Monat Hekatomböon alljährlich, mit besonderem Pompe jedoch nur alle vier Jahre gefeierten Panathenäen. Von der behufs Darbringung des neuen Gewandes für die Göttin veranstalteten glänzenden Prozession war schon oben (S. 84) die Rede. Die großen Panathenäen dauerten sechs Tage, vom 23. bis zum 28. Hekatomböon, und waren mit Spielen aller Art, Wagenrennen, gymnischen und später auch musischen Wettkämpfen verbunden. Eine Eigentümlichkeit der seemächtigen Handelsstadt war das Wettfahren der von den einzelnen Phylen zu diesem Zwecke ausgerüsteten Schiffe (Regatta), welches stets eine große Menge von Zuschauern herbeizog. Der Gipfel des Festes war die am 28. Hekatomböon veranstaltete Prozession, in deren glänzender Ausrüstung die Phylen miteinander wetteiferten. Ein großartiges Opfer, verbunden mit allgemeiner Speisung des Volkes, machte auch hier den Beschluß. Die jährlich wiederkehrenden kleinen Panathenäen waren natürlich von beschränkterem Umfang, eine Regatta und andere Kampfspiele gab es aber auch an ihnen.

Ein zweites attisches Fest der Athene waren die *Skirophorien*, am 12. des nach ihnen benannten Monats Skirophorion. Eine Festprozession zog dann nach einem zwischen Athen und Eleufis belegenen Heiligtume der Göttin, um

den Segen derselben für das Gedeihen der Feldfrüchte zu erlangen. Die Priesterin der Stadtgöttin, begleitet von den beiden Priestern des Poseidon und des Helios, wandelte in der Prozession unter einer Art von Baldachin oder einem großen Sonnenschirm, der von Männern aus dem Geschlechte der Eteobutaden gehalten wurde. Es ist höchst wahrscheinlich, daß von diesem Schirme (*σκιον*) das Fest den Namen bekommen hat. Reinigungsoffer waren damit verbunden, aber keine Spiele. .

Nur spärliche Nachrichten besitzen wir über ein anderes Fest zu Ehren dieser Göttin, und zwar in ihrer Eigenschaft als Erfinderin und Beschützerin nützlicher Künste (Ergane), im Monat Pyanepsion gefeiertes Fest, welches sie mit Hephästos, dem Patron der mit Hilfe des Feuers arbeitenden Handwerker, gemeinsam hatte. Es scheint kein allgemeines Fest gewesen zu sein, sondern sich auf die Teilnahme der betreffenden Gewerbe beschränkt zu haben.

Von anderen griechischen Städten, in denen es Feste der Pallas gab, erwähnen wir noch Korinth, wo ihr zu Ehren ein Fackelwettlauf veranstaltet wurde, eine Sitte, die man später auch in Athen annahm, ferner Koronea in Böotien, wo das Bundesfest der vereinigten böotischen Städte gefeiert wurde.

**Feste des Apollon.** Apollon ist bekanntlich der Hauptgott des dorischen Stammes, was jedoch nicht ausschließt, daß sich der Kultus desselben, besonders nach der dorischen Wanderung, auch über die nichtdorischen Teile Griechenlands verbreitete. Der Hauptsitz des apollinischen Kultus blieb zu allen Zeiten *Delphi*, die Stätte, an der sein berühmtes Orakel thätig war (s. oben S. 57). Hier wurden ihm zu Ehren die pythischen Spiele gefeiert, deren Anfang sich in das Dunkel der mythischen Urzeit verliert. Nach der heiligen Sage soll sie Apollon selbst, nachdem er den Drachen Python erlegt hatte, zur Erinnerung an diesen Sieg eingesetzt

haben. Eine regelmässige Feier derselben scheint indeffen erst seit Ol. 48, 3 (586 v. Chr.) stattgefunden zu haben, als nach Beendigung des krissäischen Krieges die delphischen Amphyktionen sich derselben angenommen hatten. Sie wurden nun alle vier Jahre wiederholt und zwar in jedem dritten Olympiadenjahre in der ersten Hälfte des Monats Metageitnon (Mitte August). Der Ort der Festspiele war die sogenannte krissäische Ebene zwischen Delphi und dem später auf Befehl der Amphyktionen zerstörten Hafenorte Krissa. Hier befanden sich wenigstens das Stadium und das Hippodrom, die musischen Wettkämpfe scheinen im Theater aufgeführt worden zu sein.

Auf letztere beschränkten sich ursprünglich die Kampfspiele. Man wetteiferte in Hymnen und Pänen, die unter Begleitung der Kithara gesungen wurden. Seit der Erneuerung der Spiele durch die Amphyktionen kamen auch Wettkämpfe im Kithar- und Flötenspiel ohne begleitenden Chorgefang hinzu, sowie nach und nach alle Arten der auch zu Olympia üblichen Kampfspiele, mit Ausnahme des Viergepanns. Kampfrichter waren die Amphiktyonen, der Preis bestand in einem Lorbeerkranz.

An den Kampf Apollons mit dem Drachen Python erinnerten auch die *Septerien*, welche alle neun Jahre in Delphi gefeiert wurden. Man führte dabei ein Schauspiel auf, welches nichts anderes war, als eine nachahmende Darstellung jenes Kampfes, und wobei die Person des Gottes von einem Knaben gespielt wurde, dessen beide Eltern noch leben mußten. Hieran schloß sich eine Wallfahrt nach Tempe, weil auch der Gott sich dorthin begeben hatte, um sich von der Befleckung reinigen zu lassen, die infolge der Tötung des Drachens an ihm haftete. Nachdem die Reinigung an dem Knaben vollzogen worden war, mußte derselbe einen Zweig von dem dortigen heiligen Lorbeerbaume brechen und zog dann unter Freudengefängen eines Chores von Jungfrauen nach Delphi zurück.

Ein ähnliches Fest wie die Septerien waren die in Theben und an anderen Orten Böotiens alle neun Jahre gefeierten *Daphnephorien*, bei denen ein vornehmer Knabe, der Daphnephoros (Lorbeerträger) genannt, einen mit Lorbeer und Blumen gezierten Ölweig trug, an dessen Spitze eine Kugel befestigt war, das Symbol der Sonne. An dieser hingen wieder mehrere kleinere Kugeln, welche den Mond und die Planeten darstellten. Man sieht, daß das Fest dem Sonnengotte galt, der den Lauf der übrigen Himmelslichter bestimmt.

Die wichtigsten Apollofeste bei den Doriern waren die *Hyakinthien* und *Karneien*. Die ersteren wurden am glänzendsten in Amyklä in Lakonien gefeiert und dauerten drei Tage. Der von Apollon mit dem Diskos getötete Hyakinthos bedeutet bekanntlich die unter der Einwirkung der sommerlichen Sonnenglut verdorrnde Vegetation. Ganz Sparta strömte zu diesem Feste in Amyklä zusammen. Der erste Tag war ein Trauertag, an welchem dem getöteten Hyakinthos ein Grabesopfer dargebracht wurde; der zweite Tag ein Freudenfest, welches man mit einer feierlichen Prozession zum Tempel des Gottes, Spielen, Wettfahrten und einem großen Opfereschmaufe, an welchem auch die Sklaven teilnahmen, feierte. Am dritten Tage wurde das Fest mit der Darbringung eines von spartanischen Jungfrauen für den Gott gewebten Chitons beschloffen.

Die *Karneien* waren ein schon vor der dorischen Einwanderung von den Landleuten gefeiertes Fest, welches dem Herdengotte galt, um dessen Segen für das Wachstum und Gedeihen der Herden zu erflehen. Die Spartaner behielten das Fest bei, machten aber aus dem friedlichen Herdengotte einen Gott des streitbaren Heeres. Es dauerte neun Tage, vom 7. bis 15. des Monats Metageitnion, der bei den Spartanern Karneios hieß. Es war eine Art von Laubhüttenfest, da man sich auf freiem Felde in Zelten oder Hütten, deren jede Raum für neun Mann darbot, lagerte. Der Glanzpunkt

des Festes, bei welchem übrigens mancherlei Kampfsspiele, auch musische, veranstaltet wurden, war ein großer Wettlauf. Einer, der den Herbstfesten bedeutete, lief voran, und die andern suchten ihn einzuholen. Gelang ihnen dieses, so herrschte große Freude, denn dies bedeutete, daß ein reicher Herbstfesten in Aussicht stand.

War Apollon in Athen auch nicht ursprünglicher Landesgott, so fehlte es doch auch hier nicht an zahlreichen, zu seiner Ehre gefeierten Festen. Wir erwähnen unter ihnen nur die *Pyanepsien*, *Delphinien* und *Thargelien*. Die ersten, am 7. des Monats Pyanepsion, hatten ihren Namen von den gekochten Bohnen, welche man als Erstlingsopfer dem Licht und Wärme spendenden und dadurch das Wachstum der Pflanzen fördernden Gotte darbrachte. Eine Besonderheit dieses Festes war die Darbringung der sogenannten Eiresione, d. h. eines mit weißen und roten wollenen Binden umwundenen Ölzweiges, an welchem allerlei Weihgaben hingen, Erstlingsfrüchte wie auch kleine Gefäße mit Öl, Wein und Honig als den Hauptprodukten des attischen Landes, ferner mit Opferkuchen in Gestalt von Pfeilen, Bogen und Lyren. Ein Knabe trug diesen Erntekranz und der begleitende Chor sang dazu:

„Eiresione bringt Feigen und nährenden Brote,  
Honig in Schalen dabei und Öl, die Glieder zu salben,  
Becher auch reines Weins, damit du trunken entchlummerst.“

Nach Beendigung des feierlichen Umzuges wurde die Eiresione an der Thüre des Apollotempels aufgehängt. Der Ölzweig wurde dem heiligen Ölbaume bei der Akademie entnommen, welcher bekanntlich ein Sprößling des von Athene selbst auf der Akropolis gepflanzten Baumes war. Die Delphinien waren ein Frühlingsfest und galten dem Apollo als demjenigen Gotte, der die freundliche Witterung sendet, welche nach den Stürmen des Winters die Wiedereröffnung der Schifffahrt ermöglicht. Die Sage brachte die Stiftung dieses Festes in

Verbindung mit der Fahrt des Theseus nach Kreta. Das Hauptfest aber waren die Thargelien, ein Buß- und Sühnfest in der Mitte des Sommers, um die Barmherzigkeit des Gottes anzuflehen, daß er nicht durch allzu glühenden Sonnenbrand die Hoffnungen auf einen reichen Ernteseegen vernichte. Hier begegnen wir den uralten Gebräuchen des Sühnopfers. Ein Mann und eine Frau, denen man Feigenschnüre um den Hals gehängt hatte, wurden am Ufer des Meeres geopfert. In der ältesten Zeit ist dieses Menschenopfer ohne Zweifel wirklich vollzogen worden. Später begnügte man sich damit, den Bann über die betreffenden Personen zu verhängen und sie ausser Landes zu schaffen.

Eine Hauptstätte des Apollokultus war selbstverständlich auch *Delos*, die Insel, auf welcher der Gott geboren worden und die ihm deshalb besonders heilig war. Sein Fest fiel hier mit den athenischen Thargelien zusammen und wurde von den Athenern wie auch von vielen anderen griechischen Staaten durch eine Festgesandtschaft beschickt. Alle vier Jahre war daselbe mit Festspielen verbunden, deren glänzende Ausstattung sich die Einwohner der reichen Handelsstadt angelegen sein ließen.

Große und glänzende Feste der **Artemis** gab es nirgendwo in Griechenland. Das bedeutendste war wohl das der ephefischen Artemis, welches von sämtlichen Joniern Kleasiens zu Ehren der Schutzgöttin ihres Bundes gefeiert wurde. Wir sind aber über die Einzelheiten desselben wenig unterrichtet. Die Athener schrieben ihr einen wesentlichen Anteil an dem Siege bei Marathon zu, weshalb sie ihr am 6. Boëdromion, dem jährlichen Gedenktage der ruhmreichen Schlacht, zu Agrae bei Athen, wo ein Tempel derselben stand, ein Opfer von 500 Ziegen darbrachten. Außerdem hatte sie am 9. des Monats Elaphebolion als Frühlingsgöttin ein Fest, welches die Elaphebolien genannt wurde, ferner am 16. des Monats Munychion ein Fest in dem athenischen Hafenorte Munychia,

an welchem ein riesiger mit Lichtern umfleckter Opferkuchen in feierlicher Prozeßion zu dem dortigen Tempel der Göttin getragen wurde. Endlich ist noch das Fest der Brauronischen Artemis zu erwähnen, ein alle fünf Jahre gefeiertes athenisches Staatsfest, welches der Göttin als der Beschützerin der heranreifenden weiblichen Jugend galt und welches der Sage nach bereits von Kekrops eingesetzt worden war. Alle athenischen Bürgertöchter im Alter von 5—10 Jahren wurden, in krokosfarbene Gewänder gekleidet, in feierlichem Zuge nach dem im Demos Brauron gelegenen Tempel geleitet und der Göttin dargestellt. Bis zur Wiederkehr des Festes durfte keines dieser Mädchen heiraten.

Bei den der Jagd leidenschaftlich ergebenen Spartanern stand diese Göttin gleichfalls in hohen Ehren. Von ihrem Feste in dem spartanischen Flecken Karyae an der Grenze von Arkadien kennen wir jedoch nur den Namen. Dafs an dem Feste der Artemis Orthia in Sparta an ihrem Altare an Stelle der früher üblichen Menschenopfer Knaben blutig gezeißelt zu werden pflegten, wurde schon oben (S. 35) gelegentlich erwähnt

Die Feste des **Poseidon** waren merkwürdigerweise von den seefahrenden Athenern nicht besonders glänzend ausgestattet. Allerdings gab es ihm zu Ehren ein jährliches Fest in der Hafenstadt Piraeus mit kyklischen Chören und sonstigen Festspielen, auch einen großen Ruderwettkampf alle vier Jahre am Vorgebirge Sunion, darauf beschränkt sich aber auch alles. Das Hauptfest des Gottes waren die *Isthmien*, die auf dem Isthmus von Korinth trieterisch, d. h. nach Verlauf von je zwei Jahren in jedem ersten und dritten Olympiadenjahre zur Zeit der Sommersonnenwende mit glänzenden Festspielen gefeiert wurden. Ihre Erhebung zu Nationalspielen fällt in Ol. 49, 3, ihren Hauptglanz entfalteten sie aber erst nach den Perferkriegen, da das mächtig emporblühende Korinth, welchem die Leitung der Spiele oblag,

feinen Reichtum bei dieser Gelegenheit zur Schau zu tragen liebte. Die äußerst bequeme Lage des Ortes mochte das Ihrige thun, um den irthmischen Spielen stets eine zahlreiche Beteiligung zu sichern, so daß sie fast mit den olympischen wetteiferten. Namentlich war Athen immer stark vertreten, dessen Bewohner einen Ehrenplatz hatten.

Die Wettkämpfe waren nicht bloß gymnische und hippische, sondern auch musische. Die Ernennung der Kampf-richter war ein Ehrenrecht der Korinthier. Die Belohnung des Siegers bestand in einem Eppichkranze, eine Zeitlang auch in einem Kranze von Fichtenzweigen (die Fichte der dem Poseidon heilige Baum). Doch erhielten die athenischen Bürger, welche auf den Isthmien den Preis errungen hatten, einer Bestimmung Solons gemäß zu Hause eine Belohnung von 100 Drachmen. Wann die irthmischen Spiele zum letztenmal gefeiert worden sind, ist nicht bekannt. Die Zerstörung Korinths that ihnen nur vorübergehend Abbruch, zur Zeit des achäischen Bundes erhoben sie sich wieder zu erneutem Glanze und erfuhren später von den römischen Kaisern manche Begünstigung.

Von dem Hauptfeste der **Demeter**, den Eleufinien, war schon oben (S. 75) bei Gelegenheit der Mysterien ausführlich die Rede.

Von minderer Bedeutung war das im Monat Pyanepsion (Oktober) gefeierte Fest der *Thesmophorien*, ein Dankfest für die Gaben, welche die Göttin des Ackerbaus verleiht und für die Segnungen, welche der Menschheit in Folge des Ackerbaus zuteil geworden sind, namentlich die Ehe und geordnete staatliche Verhältnisse. Es dauerte fünf Tage, vom 9. bis 13. Pyanepsion, und nur verheiratete Frauen durften an demselben teilnehmen. Aus jedem Demos wählten die Frauen zu diesem Zwecke zwei der angesehensten und wohlhabendsten als Vorsteherinnen und Ordnerinnen des Festes. Die zwei ersten Tage wurden in Halimus am Vorgebirge Kolias, wo-

hin die Frauen in gemeinsamer Prozession unter Lachen und Scherzen am 9. auszogen, mit Opfern und Reinigungen (Bad im Meere) gefeiert. Am 11. erfolgte die Rückkehr zur Stadt und der Aufzug zum Tempel der Göttin (Thesmophorion), welcher dort ein feierliches Opfer gebracht wurde. Den 12. brachten die Frauen trauernd und fastend zu, um damit die Trauer der hehren Göttin um die verlorene Tochter zu ehren. Am 13. bildete ein gemeinsames Mahl der Frauen den Schluss des Festes. Dies war die Art der Feier in Athen. Unter demselben Namen und mit ähnlichen Gebräuchen feierte man aber daselbe Fest auch an andern Orten Griechenlands.

Die *Haloen*, das Tennen- oder Dreschfest im Monat Poseideon, war wahrscheinlich kein eigentliches Staatsfest, sondern ein Fest, welches die Landleute in ihren verschiedenen Demen begingen. Geopfert wurde natürlich auch von Staats wegen, meist Kühe und Schweine, aber auch Früchte und Honigwaben.

Der Kultus des **Dionysos** hatte die weiteste Verbreitung nicht nur in Griechenland, sondern auch in Italien und Kleinasien, Thrakien und Makedonien, kurz überall, wo von den Griechen Weinbau getrieben wurde. Seine Feste trugen überall einen mehr oder minder stark ausgesprochenen *orgiaistischen* Charakter, d. h. sie wurden teils mit maßloser Trauer, teils mit wilder und ausgelassener Luft gefeiert. Der ganz in das Leben der Natur sich verenkende Mensch sieht in dem Absterben und Wiedererwachen derselben sein eigenes Schickal symbolisch vorgestellt und fühlt sich daher, wenn im Winter die Natur abstirbt und die Erde unter Schnee und Eis erstarrt, zu sympathischer Trauer, wenn aber der holde Lenz wiederkehrt und Wald und Flur mit frischem Grün bedeckt, zu ebenso enthusiastischer Freude erregt. Dem entsprechend trugen die Feste des Dionysos einen doppelten Charakter. Trauerfeste waren sie zur Zeit des Winterfollitiums, wenn die Weinrebe gänzlich abzufterben scheint. Man dachte sich

dann den Gott leidend, vor den feindlichen Dämonen des Winters sich in das Meer oder in die Unterwelt flüchtend, oder nach orphischer Darstellung von den Titanen zerrissen. Man litt mit ihm und gab seinem Kummer über das Verschwinden des Gottes durch allerlei wilde und fanatische Gebräuche Ausdruck. An diesen winterlichen Dionysosfesten, welche man, weil sie ein um das andere Jahr oder nach griechischer Art zu zählen jedes dritte Jahr stattfanden, *trieterische* oder Feste des trieterischen Dionysos nannte, nahmen ausschließlich Frauen und Jungfrauen teil. Die von rasender Trauer erfüllten Weiber (Mänaden, Bakchantinnen) zogen, Thyrsosstäbe (d. h. Stäbe mit Epheu und Weinreben umwunden, welche am Ende mit einem Pinienzapfen versehen waren) und Fackeln in den Händen schwingend, in nächtlicher Feier mit wildem Lärm umher, um den entflohenen Gott zu suchen oder den im winterlichen Todeschlaf liegenden zu neuem Leben zu erwecken. Dergleichen Feste gab es in Theben, wo die Mänaden zum Berge Kithäron zogen, zu Orchomenos, Tanagra, Naxos und anderswo. Von dem Charakter dieser Dionysosfeste geben die „Bakchantinnen“ des Euripides einigermaßen eine Vorstellung. Dafs in Theben der Kultus des Gottes vorzugsweise blühte, erklärt sich schon aus dem Umstande, dafs diese Stadt als der Geburtsort desselben galt.

Freudenfeste waren die Feste des Gottes zu Anfang des Frühlings, wenn man den jungen Wein zum erstenmal probierte. Die Verjüngung der Natur wurde dann mit ebensofolchem Jubel und wilder Ausgelassenheit gefeiert. Man trieb allerlei Scherz und Mutwillen, und festliche Aufzüge wechselten mit theatralischen Aufführungen. Wir geben nachfolgend eine Übersicht über die in Athen, wo der Dienst dieses Gottes uralte war, gefeierten Dionysosfeste.

Das erste Fest im attischen Jahre waren die *Oschophorien*, im Monat Pyanepsion zur Zeit der Traubenreife gefeiert.

Sie waren eine Art von Erntedankfest, wenn auch die Sage ihre Einsetzung mit der glücklichen Rückkehr des Theseus von Kreta in Verbindung brachte. Das Fest begann mit einem Wettlauf attischer Epheben, die zu diesem Zwecke von den einzelnen Demen gewählt worden waren, von dem Tempel des Dionyfos bis zum Tempel der Athene Skiras im Demos Phaleron (20 Stadien von Athen). Dem Sieger wurde ein aus Wein, Honig, Käse, Mehl und ein wenig Öl gemischter Trank gereicht, und in dem sich nun bildenden Festzuge hatte er den Ehrenplatz. Zwei Jünglinge, deren Eltern noch lebten, führten den Zug in Weiberkleidung und Ranken mit Weintrauben (*ὄσχοι*) in den Händen tragend an. Derselbe bewegte sich zum Tempel des Dionyfos, wo Opfer und Opfer-schmaus stattfand.

Die *kleinen oder ländlichen Dionysien*, das eigentliche Fest der Weinlese nach deren gänzlicher Beendigung, fielen in den sechsten Monat Poseideon. Sie wurden hauptsächlich auf dem Lande, aber auch in einigen Demen, welche integrierende Teile der Hauptstadt waren, gefeiert. Eine Prozession vom Hause des Festvorstehers zum Altar oder, wenn ein solcher vorhanden, zum Tempel des Gottes eröffnete das Fest. Kanephoren mit Opfergeräten und Opferkuchen gingen an der Spitze derselben. Einem feierlichen Opfer, bei welchem der Bock das gewöhnliche Opfertier war, folgten Schmaufereien und Lustbarkeiten aller Art, Maskeraden und mimische Darstellungen. Ein Hauptvergnügen der Jugend war das sogenannte Schlauchspiel. Aus dem Felle des geopferten Bockes machte man einen Schlauch, blies ihn auf und versuchte dann, nachdem man ihn mit Öl bestrichen, auf demselben zu tanzen. Was die szenischen Darstellungen betrifft, so sollen dieselben zuerst im Demos Ikaria eine gewisse Regelmäßigkeit gewonnen haben, indem der Ikarier Thespis an Stelle der improvisierten Schwänke vorher aufgeschriebene Stücke setzte, bei denen zuerst nur Chorgefänge mit der Rede

eines Erzählers abwechselten. Aus diesen bescheidenen Anfängen entwickelte sich die griechische Tragödie. Solche dramatische Aufführungen leisteten sich wohl nur die wohlhabenderen Demen.

Die *Lenäen* oder das Kelterfest wurden im Monat Garmelion, der mit dem Winterfolstitium beginnt, in der Hauptstadt gefeiert, nachdem alle Demen ihre kleinen Dionysien gefeiert hatten. Sie hatten ihren Namen von dem Lenäon, einem der beiden Haupttempel des Gottes, im Süden der Akropolis. Den Mittelpunkt des Festes bildete wiederum ein grosser festlicher Umzug mit den heiligen Symbolen des Gottes. Ihm folgte ein grosser Festschmaus, zu welchem die Stadt Athen das Fleisch lieferte, dann dramatische Aufführungen, deren Kosten von reichen Bürgern getragen wurden, während der Staat die Befoldung der Schauspieler und die Preise zahlte.

Die *Anthesterien* wurden im Februar, am 11., 12. und 13. des Monats Anthesterion gefeiert, wenn der im Herbst gekelterte Wein den Gärungsprozess vollendet hatte, und galten der Rückkehr des Dionyfos aus der Unterwelt, d. h. dem Wiedererwachen der Natur aus winterlicher Erstarrung. Der erste Tag hatte seinen Namen von der Falsöffnung, weil man dann zum erstenmal den jungen Wein anzapfte. Jeder mann opferte dem Gott von dem labenden Tranke und alle Häuser der Stadt waren festlich geschmückt. Den zweiten Tag, welcher der Hauptfesttag war, nannte man das *Kannenfest*. Muntere Gefellen zogen als Satyrn, Bakchanten oder Bakchantinnen verkleidet umher und kehrten bei ihren Bekannten ein. Ein grosser Festzug bewegte sich zu dem älteren Dionyfostempel, wofelbst allerlei heilige Gebräuche von der Gattin des Archon Basileus (der Basilissa) und vierzehn andern athenischen Matronen vollzogen wurden. Die Basilissa wurde dem Gotte vermählt. Den Beschluss machte am dritten Tage das *Topffest*, so genannt, weil dem chthonischen Hermes und

den Seelen der Verstorbenen, von denen man glaubte, daß sie an diesem Tage an die Oberwelt heraufkämen, Töpfe mit gekochten Früchten als Opfer ausgesetzt wurden. Kein Lebender durfte von diesen Früchten etwas genießen.

Die *großen* oder *städtischen Dionysien*, das Hauptfest des Dionysos in Athen, wurden zur Zeit des Frühlingsanfangs zur *Feier* der siegreichen Überwindung der winterlichen Mächte durch den segenspendenden Gott mit großem Glanze begangen und dauerten gleichfalls mehrere Tage, wahrscheinlich sechs. Ein altes hölzernes Tempelbild des Dionysos wurde aus dem Lenäon abgeholt, in feierlichem Zuge nach dem kleineren Tempel bei der Akademie gebracht und demnächst wieder zurückgeführt. Glänzende dramatische Aufführungen lockten eine große Menge von Fremden nach der im herrlichsten Festschmucke strahlenden und durch den Kunstsinne ihrer Bewohner berühmten Stadt, und des fröhlichen Treibens der zahllosen Menschenmenge auf den Straßen und öffentlichen Plätzen war kein Ende.

So tief eingreifend in alle Lebensverhältnisse die Bedeutung des **Hermes** war und so groß sein Ansehen bei allen griechischen Stämmen, so waren doch die Feste desselben von untergeordneter Bedeutung. Zu Tanagra in Böotien wurde ihm ein Volksfest gefeiert, an welchem die schönsten Epheben auf ihren Schultern ein Lamm um die Mauern der Stadt trugen zur Erinnerung daran, daß einstmals der Gott selbst durch Umhertragen eines Lammes eine Seuche von der Stadt abgewehrt hatte, und so sieht man aus diesem Grunde den Gott vielfach abgebildet. Am meisten wurde Hermes (der Kyllenier) in seinem Geburtsland Arkadien verehrt. Die am Fusse des Berges Kyllene gelegene Stadt Phemos war hier der Hauptort seines Kultus, wo auch Kampfspiele ihm zu Ehren veranstaltet wurden.

**Feste des Kronos.** Kronos ist bekanntlich der einzige von den alten Titanen, der im griechischen Kultus eine Stelle,

wenn auch keine bedeutende, behalten hat. In Athen feierte man ihm zu Ehren das Fest der *Kronien*, an welchem es ähnlich wie an den römischen Saturnalien sehr lustig hergegangen sein soll, auch wurden an demselben die Sklaven bewirtet. Da es in den Monat Hekatombäon fiel, so ist anzunehmen, daß es ein Erntedankfest war. Von andern Kronosfesten erwähnen wir nur noch das am 7. Metageitnion auf der Insel Rhodos begangene, weil sich hier die Sitte des Menschenopfers bis tief in die historische Zeit erhielt. Man nahm dazu einen zum Tode verurteilten Verbrecher.





## XI.

### Kultus-Genossenschaften und Kulte der Phratrien und Geschlechter.

---

Indem wir die übrigen religiösen Feste der Griechen, von denen nicht viel mehr als der Name bekannt ist, übergehen, werfen wir noch einen Blick auf diejenigen Feste, welche von Korporationen, Berufsklassen oder sonstigen Verbänden gefeiert wurden, also rein privater Natur waren. Im allgemeinen darf es wohl als Regel gelten, daß auch abgesehen von denjenigen Genossenschaften, welche sich die Pflege irgend eines geheimen oder nicht geheimen Kultus zum Zweck gesetzt hatten, in Griechenland es nicht leicht einen zu irgend einem andern Zwecke gestifteten Verein gegeben hat, der sich nicht einen der Götter oder Heroen zum Schutzpatron ausersehen und demselben jährlich wiederkehrende Feste veranstaltet hätte. Die Neigung, Vereine zu bilden und Vereinsfeste zu feiern, war bei den alten Griechen fast ebenso groß wie bei den Deutschen unserer Tage. Das Vergnügen war natürlich an solchen Festen die Hauptsache und der religiöse Teil derselben trat bescheiden in den Hintergrund. Dasselbe gilt von den Festen der Berufsgenossen.

Diese erwählten selbstverständlich zu ihren Patronen diejenigen Götter oder Heroen, die als Vorsteher oder Erfinder gewisser Gewerbe und Künfte galten. So verehrten z. B. die Künstler und mit Hilfe des Feuers arbeitenden Handwerker Athene und Hephästos als ihre Schutzpatrone, die Thonarbeiter den Prometheus, die Rhetoren und Lehrer den Hermes, die Musiker Apollon, die Ärzte den Asklepios, die Schauspieler und dramatischen Dichter den Dionysos, die Athleten den Herakles.

Auch die Geschlechterverbände in den verschiedenen griechischen Staaten, mochten sie nun ihre alte politische Bedeutung bewahrt oder dieselbe durch das siegreiche Vordringen des demokratischen Prinzips verloren haben, hatten ihre besondern Altäre und religiösen Feste. So hatten z. B. in Athen die zwölf Phatrien, die Unterabteilungen der alten ionischen Phylen, auch nachdem sie durch die Reform des Kleisthenes politisch bedeutungslos geworden waren, immer noch ihre besondern Sacra und Feste. Das Hauptfest, welches von allen gleichzeitig begangen wurde und ihren Schutzgöttern Zeus und Athene galt, waren die im Monat Pyanepsion gefeierten *Apaturien*. Die seit dem letzten Apaturienfeste geborenen Kinder wurden dann von dem Vater oder dessen gesetzlichem Vertreter den Vorstehern der Phatrie vorgestellt und in das Register eingetragen. Von dem Vater wurde dabei ein Opfer, ein Schaf oder eine Ziege, dargebracht. Wie die Phratrien hatten auch die Geschlechter, in welche diese wiederum zerfielen, ihre besondern Feste und Schmaufereien.





## XII.

### Häuslicher Kultus.

---

Neben dem öffentlichen Kultus nimmt bei den Griechen auch der häusliche Kultus eine bedeutende Stelle ein. Der häusliche Herd war die Opferstätte, an welcher der Familienvater als Priester waltete und den Hausgöttern sowohl die täglichen wie außerordentlichen Opfer darbrachte. Unter den letzteren nahm Zeus als Hüter und Mehrer der Habe (*κτήσιος*) wie als Beschirmer des häuslichen Herdes die erste Stelle ein. Ihm gebührte daher an jeder Mahlzeit, welche die Familie daselbst einnahm, ein Anteil. Neben ihm wurde Hestia als die Schutzgöttin des Hauses betrachtet, als deren heiliges Symbol die Flamme des Herdes galt. Auch sie war daher, weil man sie als den lebendigen Mittelpunkt des Lebens der Familie ehrte, bei jedem häuslichen Opfer mit dem gebührenden Anteil bedacht. Von anderen Hausgöttern verdient Hermes erwähnt zu werden, der als *στροφαῖος* der Hüter der Thürangel war und dessen Bild daher hinter der Hausthüre in einer Nische oder kleinem Schrein angebracht zu werden pflegte. Eine gleiche Verehrung genoss Apollon als der allgegenwärtige Beschützer der Straßen (*ἀγνυεύς*). Ein

einfacher konischer Pfeiler, den man vor der Hausthüre oder in dem Vorhofe anbrachte, galt als fein Symbol.

Unter den besonderen Vorkommnissen im Leben der Familie, bei welchen mannigfache Opfergebräuche vollzogen wurden, verdient an erster Stelle die *Hochzeit* erwähnt zu werden. Zwar bedurfte es zur Gültigkeit einer Ehe keiner eigentlichen religiösen Weihe, vielmehr genügte zu derselben eine einfache Erklärung der Brautleute vor dem Vorsteher der Phratie und die Eintragung in dessen Register, aber es wurde wohl nicht leicht eine Ehe in so nüchterner Form geschlossen. Gebete und Opfer, denjenigen Göttern dargebracht, deren Segen zum glücklichen Gedeihen der Ehe unerlässlich zu sein schien, gingen der Vollziehung des ehelichen Bundes voraus. Zu diesen Gottheiten gehörte vor allen *Hera* als die eigentliche Ehe- und Geburtsgöttin, die über die Heilhaltung der Ehen wachte und den Kindersegen verlieh, ferner *Artemis*, in welcher die jungen Mädchen ihre besondere Schutzgöttin verehrten und der sie daher vor der Vermählung Opfer und Weihgeschenke darzubringen nicht versäumten, endlich *Demeter*, die als *νομοποιός* über die Erziehung der Kinder wachte. Die Opfergebräuche selbst waren nicht überall dieselben, wenn auch der Unterschied kein wesentlicher gewesen zu sein scheint. Als bemerkenswerteren Umstand erwähnen wir, daß bei dem Opfer für *Hera* die Galle des Opfertieres nicht mit in die Flammen geworfen werden durfte, sondern vergraben wurde. Es war dies offenbar eine symbolische Handlung, durch welche man dem Wunsche Ausdruck geben wollte, daß alle Bitterkeit von dem für das Leben geschlossenen Bunde fern bleiben möge. Am Hochzeitstage mußten vor dem Beginn des Opfers sowohl Bräutigam wie Braut ein Bad nehmen, zu welchem das Wasser aus irgend einer in der Nähe befindlichen heiligen Quelle geholt wurde. Nach Vollziehung aller üblichen religiösen Zeremonien folgte in der Regel das von dem Vater der Braut aus-

gerichtete Hochzeitsmahl, an welchem auch ausnahmsweise Frauen teilnehmen durften. Nach dessen Beendigung wurde die Braut in feierlicher Weise nach dem Hause des jungen Gatten heimgeführt, gewöhnlich auf einem mit Ochsen oder Maultieren bespannten Wagen. Die Braut hatte ihren Platz zwischen dem Bräutigam und dem Brautführer, der immer ein naher Anverwandter oder Freund des Bräutigams war. Die Hochzeitsgäste begleiteten den Wagen mit Fackeln, welche am Herdfeuer des elterlichen Hauses angezündet waren und mit denen demnächst auch das Feuer auf dem Herde der jungen Frau wieder entzündet wurde. Die Hochzeitsgeschenke wurden entgegen unserer Sitte erst am Tage nach der Hochzeit dem neuvermählten Paare von den Anverwandten und Freunden ins Haus geschickt oder gebracht.

Einfacherer Natur waren die religiösen Gebräuche, welche anlässlich der *Geburt* eines Kindes vollzogen wurden. War ein Sohn geboren, so befestigte man zum Zeichen, daß eine Wöchnerin im Hause sei, einen Olivenkranz an der Hausthüre; war das Kind ein Mädchen, ein Gewinde aus Wollfäden. Die Symbolik dieser Zeichen ist nicht schwer zu deuten. Am fünften Tage nach der Geburt, unter Umständen auch etwas später, fanden die sogenannten *Amphidromien* statt, welche ihren Namen davon hatten, daß eine der nächsten weiblichen Anverwandten, gewöhnlich die Großmutter, das Kind um den häuslichen Herd trug, worauf dasselbe unter Verrichtung vorgeschriebener Gebete seitens der Anwesenden durch Reinigungsmittel luftiert wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Kinde auch ein Name gegeben. Die Reinigung der Wöchnerin erfolgte regelmäfsig am 40. Tage nach der Entbindung unter Vollziehung der vorgeschriebenen Reinigungsopfer.

Ein wichtiges Ereignis im Familienleben war auch der Eintritt des Knaben in das Ephebenalter und gab daher Veranlassung zu einem ebenfalls mit religiösen Zeremonien

verknüpften Familienfeste. Der angehende Ephebe brachte dem Herakles ein Trankopfer und weihte sein Haar dem Apollon. Indem wir die anderweitigen häuslichen Veranlassungen zu Opfern und Gebeten übergehen, sei hier nur noch der bei der Bestattung der Toten üblichen Gebräuche gedacht, die ein besonderes Kapitel erheischen.



Leichenzug.



### XIII.

## Begräbnis und Totenkultus.

Es ist bekannt, daß die Griechen die Bestattung ihrer Toten für eine ihrer heiligsten Pflichten hielten, so daß selbst derjenige, welcher zufällig einen Leichnam fand, sich beeilte, ihn mit einer Handvoll Erde zu bestreuen. Es hängt dies zusammen mit dem Volksglauben, daß die Seele eines Verstorbenen nicht über den Styx gelangen könne, so lange der Leib unbegraben daliege. Aber auch abgesehen von dieser Vorstellung hat das Totenreich ein geheiligtes Recht an den Verstorbenen, und ihm denselben durch Verfassung des Begräbnisses vorzuhalten ist eine schwere Verfündigung, welche schwer gebüßt zu werden pflegt. Ein deutliches Beispiel davon weist die Ödipusfage auf. Kreon, der Herrscher Thebens, versagte dem im Zweikampfe mit seinem Bruder gefallenem Polyneikes die Ehre des Begräbnisses, weil er im verräterischen Bunde mit feindlichen Fürsten die Vaterstadt angegriffen habe, und liefs sich durch keine Bitten von diesem Beschlusse abbringen. Da verkündete ihm der blinde Seher Teiresias schweres Unheil, welches infolge dieser Frevelthat über ihn hereinbrechen werde. Sophokles läfst in seiner „Antigone“ den Seher also sprechen:

„Sei also fest versichert, daß der Sonnengott  
Nicht viele Wettlaufkreise mehr dich schauen läfst,  
Bis wo du deiner Leibesprossen einen selbst

Als Leiche Leichen zum Ersatz hingeben mußt,  
 Hinab ihn sendend, weil du von der Oberwelt  
 Lebendige schmachvoll weggebannt und eingefargt,  
 Hingegen einen Toten oben hältst, getrennt  
 Von den Hadesgöttern, unbefattet, ungeweiht.  
*Nicht haßt du Recht an Tote, noch der Oberwelt  
 Gottheiten, welche solches anschaun du zwingst.*  
 Weshalb der Himmelsgötter und des Schattenreichs  
 Leidfchwangere rachedurftige Furien lauernd steh'n,  
 In deinem eig'nen Frevel dich umstrickt zu fah'n.“

Überfetzung von Minckwitz.

Wir lernen aus dieser Stelle, daß die Sache noch eine andere Seite hat. Den himmlischen Gottheiten ist der Anblick einer Leiche ein Greuel, weil derselbe eine Verunreinigung nach sich zieht, und so gebietet außer den schon erwähnten Gründen auch die fromme Scheu vor den hehren Gottheiten des Lichtes, mit der Bestattung der Toten nicht länger, als unumgänglich nötig ist, zu zögern.

Die erste Pflicht der nächsten Angehörigen nach Eintritt eines Sterbefalles war, dem Toten Mund und Augen zuzudrücken, sodann ein Gefäß mit Wasser vor die Hausthüre zu setzen, damit niemand, der nicht notwendig in dem Hause etwas zu thun hatte, daselbe beträte, und wenn er es hatte betreten müssen, sich beim Austritte wieder reinigen könnte. Denn schon der bloße Anblick eines Toten, wie bereits bemerkt, wirkte verunreinigend. Dieses Wasser mußte aus einem Nachbarhause geholt werden. Demnächst wurde der Leichnam gewaschen, mit Öl und wohlriechenden Spezereien eingerieben und in ein weißes Gewand gehüllt. In der späteren Zeit steckte man ihm auch einen Obolus in den Mund, um damit das Fährgeld für die Überfahrt über den Styx zu bezahlen. Der älteren Zeit war dieser seltsame Gebrauch fremd. Die Aufbahrung der Leiche erfolgte im Vorderhause, mit den Füßen der Hausthüre zugekehrt, das Haupt mit einem Kranze und mit Binden geschmückt. Mit der Bestattung wartete man

in der Regel nicht länger als bis zum dritten Tage und nahm dieselbe ganz früh am Morgen noch vor Sonnenaufgang vor, um die Strahlen der Sonne nicht durch den Anblick des Toten zu entweihen.

Was die Art der Totenbestattung betrifft, so scheint man in der ältesten Zeit dem Verbrennen der Leichen den Vorzug gegeben zu haben; in der historischen Zeit ist das Begraben die gewöhnlichere Form. Der Grund hierfür ist wohl weniger in Pietätsrückfichten zu suchen, als vielmehr in der größeren Kostspieligkeit des Verbrennens, welche mit der Abnahme der Waldungen in Griechenland sich notwendigerweise steigern mußte, so daß diese Art der Leichenbestattung schließlich ein Luxus wurde, den sich nur noch reiche Leute erlauben durften. Die Asche der verbrannten Leichen wurde sorgfältig gesammelt und in Urnen gethan, welche dann in Grabkammern aufgestellt wurden. Die zum Begraben bestimmten Leichen wurden in hölzerne, in holzarmen Gegenden auch wohl in thönerne Särge gelegt und auf den öffentlichen Begräbnisplätzen bestattet, welche außerhalb der Städte angelegt zu werden pflegten. Reichen Leuten wurde es ausnahmsweise gestattet, ihre Gräber abgefondert von denjenigen der übrigen Leute auf ihren eigenen Grundstücken anzulegen und Denkmäler auf denselben zu errichten, nur mußten dieselben außerhalb der Stadt liegen. Tote innerhalb der Städte zu beerdigen hielt man mit Recht für gesundheitsgefährlich und machte höchstens zu Ehren eines um sein Vaterland oder seine Vaterstadt hochverdienten Mannes davon eine Ausnahme.

Die Begleitung der Leiche bis zum Orte der Bestattung war bei den Griechen nicht nur Pflicht der männlichen Verwandten und Freunde, sondern ebenso auch der weiblichen Angehörigen und Freundinnen. Die männliche Begleitung pflegte der Bahre voranzugehen, die weibliche folgte derselben. Am Grabe Reden zu halten war nicht Sitte; man beschränkte sich auf die Darbringung eines Totenopfers und

wiederholte dies am dritten, neunten und dreißigsten Tage nach dem Begräbnisse. Wurde ein Opfertier geschlachtet, so liefs man das Blut deselben in die Grube laufen und verbrannte die Stücke, da von einem solchen Tiere zu essen unflathhaft war und das Fleisch deselben für das übliche Leichenmahl nicht verwendet werden durfte. In den meisten Fällen beschränkte man das Totenopfer auf eine Libation, wozu man ein Gemisch von Honig und Wasser oder von Milch, Wein und Öl nahm. Auch setzte man gekochte Früchte, namentlich am neunten Tage, an den Gräbern aus.

Als vornehmstes äufseres Zeichen der Trauer galt das Abschneiden des Haares und das Anlegen von Trauerkleidern, die in der Regel jedoch schon am dreißigsten Tage wieder abgelegt wurden.

Die Sitte, den Verstorbenen Grabdenkmäler zu errichten, war allgemein verbreitet. Es gab deren je nach den Vermögensverhältnissen der Familie von den einfachsten Grabstelen bis zu jenen tempelartigen Prachtbauten, welche den Namen Mausoleen führen nach dem grofsartigen Grabmonument des karischen Königs Mausolos. Dieses liefs seine Witwe Artemisia (351 v. Chr.) von den ausgezeichnetsten Künstlern mit einer solchen Pracht errichten, dafs man es zu den sieben Weltwundern rechnete. Es war ein pyramidenförmiger Bau von 24 Abfätzen, oben von einer Quadriga gekrönt. Keine griechische Grabstätte ist aber wohl denkbar ohne irgend eine Baumpflanzung oder ein Blumenbeet, welches zu pflegen die Angehörigen für eine heilige Pflicht hielten. In dieser Beziehung kann die Pietät unserer Zeit gegen die Verstorbenen kaum gröfser sein, und die Unantaftbarkeit solcher Anpflanzungen war durch die Gesetze nachdrücklichst geschützt. Lieben Angehörigen unter einem einzeln stehenden Baume die letzte Ruhestätte zu bereiten, war ein vielfach verbreiteter Brauch.

Noch ist zu erwähnen die eigentümliche Sitte der Kenotaphien oder leeren Grabstätten. Man errichtete sie für solche

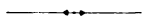
Angehörige, die entweder auf der See oder sonst in der Fremde ihren Tod gefunden hatten und deren Leichnam aus diesem Grunde nicht hatte in der heimischen Erde beigesetzt werden können, weil der Volksglaube dieses für nötig hielt, um die zürnenden Manen zu verföhnen. Wenn ein solches Kenotaphium geweiht wurde, rief man dreimal den Namen des Verstorbenen und forderte ihn auf, von der Wohnung Besitz zu nehmen. Totenopfer wurden an denselben dargebracht wie an wirklichen Gräbern. Für solche Personen, welche durch Schiffbruch im Meere umgekommen waren, veranstaltete man auch wohl eine Art von Scheinbegräbnis auf dem Meere selbst. Wir lernen die darauf bezüglichen Gebräuche aus der „Helena“ des Euripides kennen. Hier schmeichelt Helena, um ein Schiff zur Flucht aus Ägypten zu bekommen, dem Könige Theoklymenos, der in Liebe zu ihr entbrannt ist, die Erlaubnis ab, ihrem angeblich auf der See verunglückten Gemahl Menelaos ein solches Kenotaphion auf dem Meere halten zu dürfen. Auf die Frage des Königs, worin denn dieser ihm unbekannte Brauch bestehe, wird ihm die Antwort zu teil, dafs es zunächst eines Opfertieres bedürfe, um dasselbe zu schlachten und sein Blut als Weihegufs für die Götter der Unterwelt in das Meer fliessen zu lassen, sodann einer Totenbahre, welche, mit Waffen aller Art und Blumenkränzen bedeckt, dazu bestimmt sei, in das Meer versenkt zu werden. Nachdem Theoklymenos alles für das Totenopfer Notwendige und einen Fünfzigrunderer bewilligt, setzt sich der Trauerzug in Bewegung. Menelaos und Helena schreiten voran, die Totenklage anstimmend, und die Diener tragen die Bahre mit den Geschenken des Königs und führen einen Opfertier auf das Schiff. Natürlich werden die Waffen nun nicht im Meere versenkt, sondern Menelaos entflieht mit dem Schiffe, nachdem er den Stier dem meerbeherrschenden Poseidon geopfert.

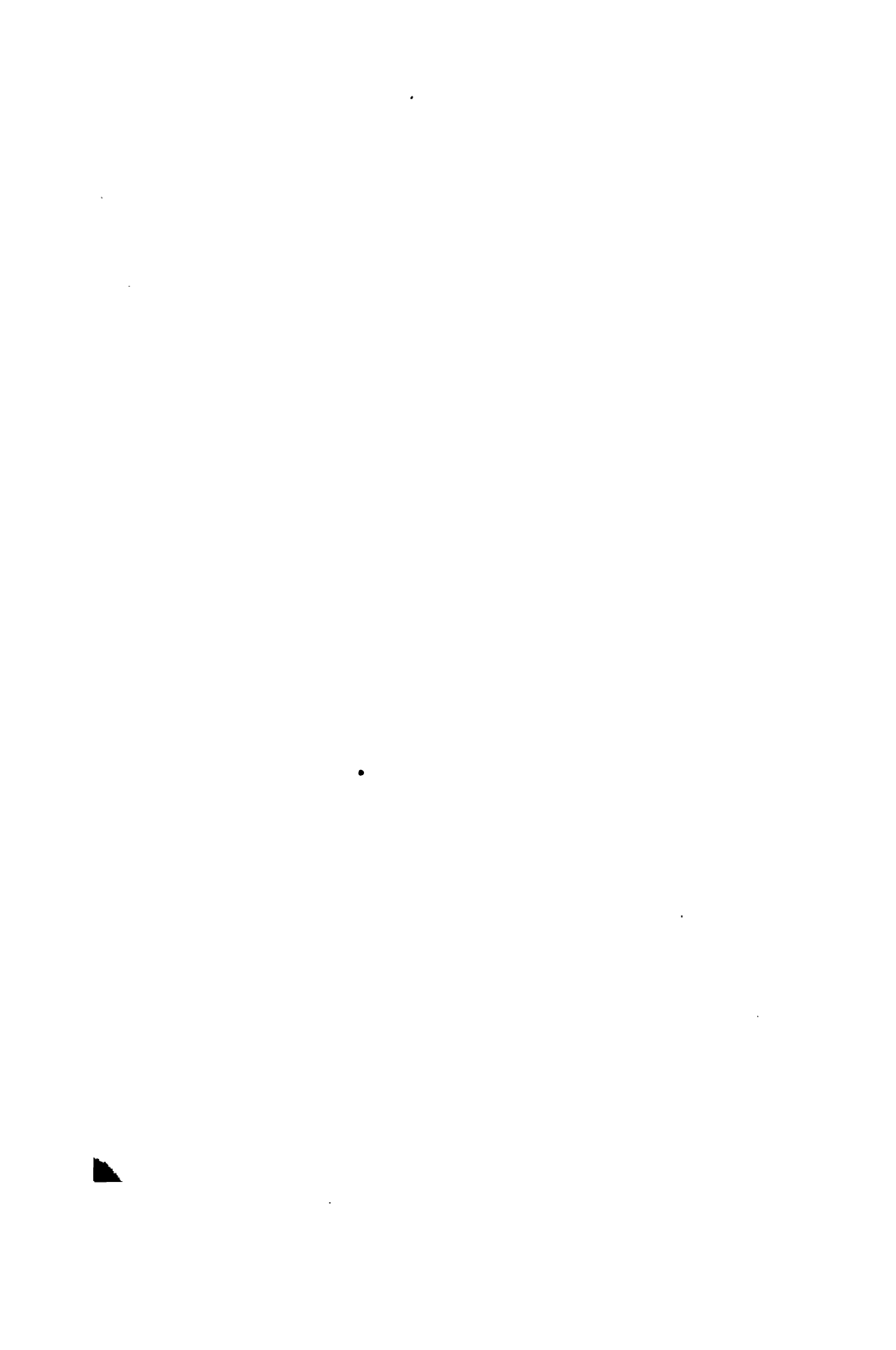
---

## ZWEITER THEIL.

### Gottesdienstliche Gebräuche der Römer.

.







## I.

### Charakter der römischen Religion.

---

So groß auch in vielen Stücken die Ähnlichkeit der Sitten zwischen Griechen und Römern sein mag, was ja bei der gemeinschaftlichen arischen Abstammung derselben nicht auffällig ist, und so sehr diese Ähnlichkeit namentlich in den religiösen Anschauungen beider Völker hervortritt, so besteht doch andererseits bezüglich der gottesdienstlichen Gebräuche wiederum ein so großer Unterschied, daß eine abgeforderte Darstellung des römischen Kultus durch die Umstände geboten ist.

In noch viel höherem Maße, als dies bei den Griechen der Fall war, erscheint bei den Römern das ganze Religionswesen als eine staatliche Anordnung, so daß man dreist behaupten darf, es sei nie und nirgends in der Welt die Religion so sehr zu staatlichen Zwecken ausgenutzt worden als in dem alten Rom. Sie war geradezu das Hauptmittel, durch welches die herrschenden Geschlechter dem Anstrome der Demokratie so lange widerstanden, und verfiel rasch, als die letztere endlich doch die hemmenden Schranken durchbrochen hatte. Nur in den Mysterien ausländischer Kulte suchte und fand das Heidentum noch lange eine Schutzwehr gegen das Eindringen der christlichen Lehren und die durch dasselbe herbeigeführte Veränderung der religiösen Anschauung.

Als ein zweites hervorragendes Merkmal drängt sich dem

Beobachter der nüchterne und abstrakte Charakter der römischen Gottesverehrung auf. Die Griechen waren ein phantasiereiches Volk, sie dichteten ihren Göttern allerlei menschliche Eigenschaften, Neigungen und Empfindungen an und erlannen eine Menge von Fabeln und Erzählungen, in denen dieselben in menschlicher Weise thätig oder leidend erscheinen. Nicht so die Römer. Die Götter blieben ihnen, was sie ursprünglich waren, personifizierte Kräfte der Natur, deren Gunst sie sich durch gewissenhafte Beobachtung der vorgeschriebenen Gebräuche und besonders durch ängstliches Festhalten an den angeordneten Opfern und Gebeten zu erhalten suchten, die ihnen aber stets kalt und fremd gegenüberstanden und denen sie niemals gemüthlich näher traten. Daher die eigentümliche Erscheinung, daß es sozusagen keine römische Mythendichtung giebt und daß die hohen Gottheiten des Himmels in dem häuslichen Kultus der Römer keine Rolle spielten. Der gemeine Mann wandte sich mit seinen kleinen Wünschen und Anliegen mit Vorliebe an die niederen Dämonen, welche als die Beschützer des Hauses und der Familie galten, gleichwie noch heute in Italien die Neigung vorherrscht, im Gebete die Schutzheiligen anzurufen anstatt des Herrn des Himmels oder des Heilandes.

Eine fernere Eigentümlichkeit des römischen Kultus ist das Bestreben, nicht bloß die Naturkräfte zu personifizieren, sondern ebensowohl alle einzelnen Akte, durch welche sich deren Einwirkung auf die menschlichen Verhältnisse kundgiebt. So dachten sie sich, um dies an einem Beispiele klar zu machen, die verschiedenen Thätigkeiten des Landmannes von der ersten Bestellung des Ackers bis zur Einbringung der geernteten Früchte unter dem Schutze ebenso vieler besonderer Gottheiten stehend, deren Anrufung mit und neben den eigentlichen Gottheiten der Erde und des Ackerbaues notwendig war. Daß das erste Pflügen des Brachlandes wohl gelinge, dafür hatte der Vervactor zu sorgen, für das zweite Pflügen rief man den Redarator an, für das Furchenziehen

den Imporcitor, für das Säen den Inſitor, für das Überpflügen den Obarator, für das Eggen den Occator, für das Behacken den Sarritor, für das Jäten den Subruncator, für das Mähen den Meſſor, das Zusammenbinden der Garben den Convector, das Einfahren in die Scheuer den Conditor, das Ausfahren der neuen Saat den Promitor. Nicht als ob man ſich unter dieſen Gottheiten beſtimmt ausgeprägte Perſönlichkeiten mit individuellen Eigenſchaften gedacht oder ihnen gar Altäre und Tempel errichtet hätte: ſie waren und blieben eben bloſe Abſtraktionen, durch welche die verſchiedenen Möglichkeiten der göttlichen Einwirkung auf die menſchlichen Verhältniſſe ausgedrückt werden ſollten. Wie man ſo die Thätigkeit des Landmanns in ihre einzelnen Akte auflöſte, ſo gab es in ähnlicher Weiſe für alle übrigen Zweige und Bereiche menſchlicher Thätigkeit beſondere göttliche Mächte, deren Zahl ſich auf Tauſende belief und deren Namen zum Teil nur den Prieſtern bekannt waren. Welche von ihnen in jedem beſtimmten Falle anzurufen waren, darüber gaben die ſogenannten Pontifikalbücher Aufſchlufs.

Endlich iſt noch zu bemerken, daſs das römische Religionsweſen im Laufe der Jahrhunderte viel gröſſere Veränderungen erfahren hat, als dies bei den Griechen der Fall war. Der Grund davon liegt in der eigentümlichen geſchichtlichen Entwicklung des römischen Staates. Solange derſelbe auf das eigentliche Stadtgebiet und einen kleinen Teil von Latium beſchränkt blieb, war auch der römisch-fabinische Götterkreis ein verhältnismäſſig kleiner. Man nimmt an, daſs die Ramnes (Römer) als ihre Hauptgötter Janus und Jana, Jupiter und Juno, Saturnus und Ops, Mars und Veſta verehrten, zu denen dann nach Vereinigung mit den Tities (Sabinern) noch Quirinus, Sancus, Sol und Luna hinzukamen. Mit der Erweiterung des Staatsgebiets aber erweiterte ſich auch naturgemäſs der Kreis der von Staats wegen verehrten Gottheiten. Denn die Römer hatten die

Gewohnheit, die Götter der von ihnen eroberten italischen Städte durch einen feierlichen Akt (*evocatio*) einzuladen, daß sie nach Rom übersiedeln und in ihrer Stadt einen bleibenden Wohnsitz nehmen möchten. Von ungleich größerer Bedeutung für die Entwicklung des römischen Religionswesens aber war der griechische Einfluß, der sich seit der Zeit des älteren Tarquinius mehr und mehr geltend machte. Die drei letzten Könige begünstigten denselben aus politischen Rücksichten, weil die Sonderung des römischen Volkes in die beiden politisch völlig geschiedenen Stände der Patrizier und Plebejer ihren Interessen nicht dienlich war, und die Einführung neuer Kulte ein wesentliches Mittel zu sein schien, um die Kluft zwischen den rivalisierenden Ständen auszufüllen. Denn von ihren altrömischen Kulturen hielten die Patrizier ihre plebejischen Mitbürger streng ausgeschlossen. Der erste wichtige Schritt, um den griechischen Kulturen den Weg nach Rom zu ebnen, war die durch den jüngeren Tarquinius bewirkte Einführung der Sibyllinischen Bücher. Denn diese, welche nachweislich in Kleinasien ihren Ursprung gehabt haben, verwiesen in Notfällen regelmäßig auf die Hilfe griechischer Gottheiten und bewirkten so allmählich die Einführung einer Menge von Kulturen, die den Römern ursprünglich fremd waren, als namentlich des Apollon, der Artemis, Latona, Ceres, Proserpina, Cybele und Venus, ferner des Dis und des Äskulapius. Die Einführung dieser fremden Kulte bedingte aber mit Notwendigkeit auch die Annahme fremder Kultusgebräuche. Ungefähr zur Zeit der beginnenden punischen Kriege erreichte diese Umgestaltung des römischen Religionswesens durch den griechischen Einfluß ihren Abschluß.

In der nachfolgenden Darstellung der römischen gottesdienstlichen Gebräuche haben wir im wesentlichen die Zeit nach den punischen Kriegen bis zum Ende der Republik vor Augen.

---



## II.

### Die Örtlichkeiten des römischen Kultus.

Was oben von den Kultusstätten der Griechen im allgemeinen gesagt worden ist, gilt ebenso wohl auch von den römischen. Ein Tempel war also auch bei den Römern kein notwendiges Erfordernis einer Kultusstätte. Die allgemeine Bezeichnung für die letztere ist *Fanum*. Unter diesen Begriff fallen demgemäß alle heiligen Haine (nemora), in denen eine Gottheit verehrt wurde, auch wenn kein Tempel darin erbaut war, ferner alle *Sacella*, d. h. eingefriedigte Orte, in denen sich der Altar einer Gottheit befand, wie alle *Delubra*, d. h. Kultusstätten mit einer Vorrichtung zum Waschen mit fließendem Wasser. Selbstverständlich ist aber auch jeder für den Dienst irgend einer Gottheit bestimmte und geweihte Tempel ein *Fanum*. Dagegen bezeichnet das lateinische Wort *Templum* ursprünglich keineswegs einen Tempel, sondern nur einen inaugurirten, d. h. durch die Zeremonie der Befragung des Vögelfluges mit einer gewissen Heiligkeit ausgestatteten Platz, ohne daß derselbe gerade einem gottesdienstlichen Zwecke zu dienen brauchte.

Was nun die römischen Tempel betrifft, so haben bekanntlich die Römer keinen eigentümlichen Baustil für dieselben erfunden. Ihre ältesten Tempelbauten waren etruskisch und von etruskischen Bauleuten ausgeführt. Die etruskische

Tempelanlage hat mit der griechischen gemein, daß sie aus einer von Säulen getragenen Vorhalle und einer Cella besteht und sich auf einem Unterbau erhebt, zu welchem eine Stufenreihe hinaufführt. Im übrigen sind manche Verschiedenheiten zwischen beiden vorhanden. Der etruskische Tempel näherte sich mehr der quadratischen Form, da sich die Tiefe zur Breite in der Regel wie 6 zu 5 verhielt, wogegen der griechische Tempel, wie wir oben sahen (S. 15), ein Rechteck bildete, dessen Langseiten ungefähr die doppelte Länge der Schmalseiten hatten. Bemerkenswert ist ferner, daß der etruskische und somit auch der ältere römische Tempel mit der Vorderseite nicht gegen Osten, sondern gegen Westen gerichtet war, wie dies bei den christlichen Gotteshäusern die allgemeine Regel ist. Man bezweckte mit dieser Anlage, daß der am Brandopferaltar Opfernde, indem er seine Blicke nach dem Götterbilde in der geöffneten Cella richtete, das Antlitz nach Osten gewendet hielt. Bei späteren in griechischer Weise ausgeführten Tempelbauten findet sich indeß ebenfalls häufig das umgekehrte Verhältnis, also die Vorderseite dem Osten zugewendet.

Ein fernerer Unterschied besteht darin, daß die Rückseite des etruskisch-römischen Tempels stets mit einer glatten Wand abschloß, also dort keine Säulenhalle hatte. Die Cella selbst war nicht selten durch Zwischenwände in drei Teile geteilt, weil die Römer oft denselben Tempel mehreren Gottheiten weihten. Jede Abteilung hatte dann von der Vorhalle aus ihren besonderen Eingang, wie dies die Fig. 19 zeigt. Diese Anordnung bestand z. B. bei dem größten Tempel der älteren Zeit, dem bereits von dem älteren Tarquinius begonnenen Tempel des Capitolinischen Jupiter, der denselben mit Juno und Minerva teilte.

Als die Römer mit der griechischen Kunst bekannter geworden waren, bevorzugten sie den griechischen Baustil und suchten die Griechen durch die Pracht und Größe ihrer

Tempelbauten zu überbieten. Am meisten folgten sie dabei der korinthischen Ordnung, die ihrem Geschmacke besser zusagte, als die einfacheren und strengerer dorischen und ionischen Formen. Man vergleiche die Abbildung Fig. 20.

Was die *Altäre* betrifft, so ist auch bei den Römern wohl zu unterscheiden zwischen einem Brandopferaltar und anderen zur Niederlegung von Geschenken für die Götter

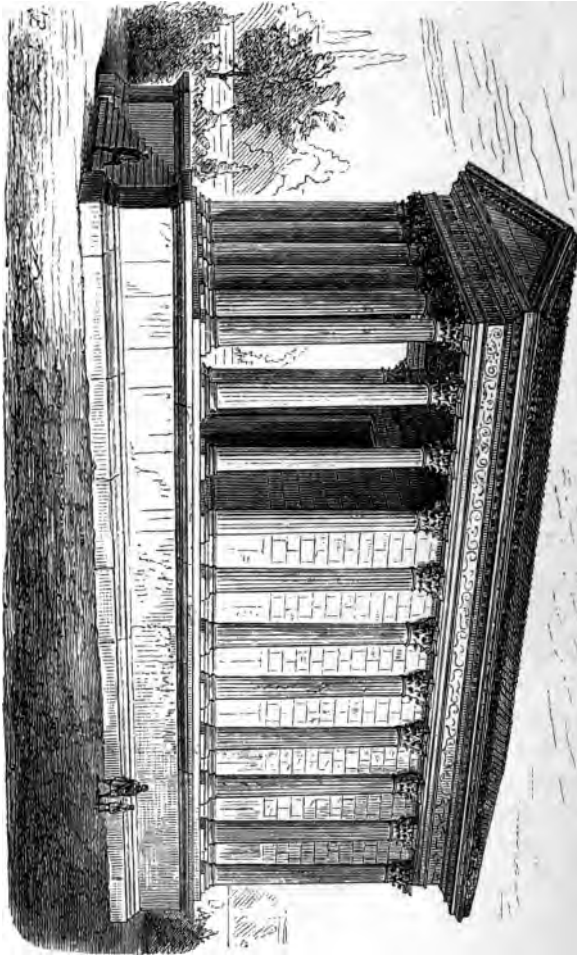


Fig. 19.

bestimmten Altären. Der allgemeine Ausdruck für eine jede Opferfläche ist *Ara*. Das Wort *Altare* bezeichnet ursprünglich nur einen Aufsatz, der auf der *Ara* angebracht wurde, um als Unterlage für das Brandopfer zu dienen, im späteren Gebrauche aber auch den ganzen Brandopferaltar. Wie bei den Griechen ruhten auch bei den Römern die Brandopferaltäre stets auf einem Unterbau, zu welchem man auf Stufen hinaufstieg. Zum Niederlegen von Geschenken für die Götter dienten die Opfertische (*mensae*), welche innerhalb der Tempel vor den Götterbildern aufgestellt zu werden pflegten und teils

aus Holz, teils aber auch aus kostbarerem Material angefertigt wurden, als Marmor, Silber, Gold. Zu den Altären gehören

Fig. 20.



endlich auch die tragbaren Foculi, auf einem eisernen, bronzenen oder silbernen Dreifuß ruhende Kohlenbecken, welche zum Anzünden des Rauchopfers dienen.



### III.

## Das Opfer.

Die Opfer bei den Römern waren ihrer Bestimmung nach ebenfalls entweder Ehren-, Bitt-, Dank- oder Sühnopfer, ihrer Art nach entweder blutige oder unblutige. Die letzteren scheinen, wenigstens für die ältere Zeit, vorherrschend in Gebrauch gewesen zu sein. Man opferte allerlei Früchte des Feldes und der Gärten, Kuchen und Backwerk, von Getränken vorzugsweise Milch und Wein, endlich als Rauchopfer allerlei Arten von Räucherwerk (odores), in der älteren Zeit einheimische wohlriechende Kräuter, später fast ausschließlich orientalische Spezereien.

In Beziehung auf die blutigen Opfer bestanden bei den Römern noch viel peinlichere Vorschriften wie bei den Griechen, und der kleinste bei der heiligen Handlung begangene Fehler machte das ganze Opfer ungültig. Rinder, Schafe und Schweine waren die gebräuchlichsten Opfertiere. Alter, Geschlecht und Farbe derselben waren von großer Wichtigkeit. Ein Schwein durfte nicht geopfert werden, wenn es nicht wenigstens fünf Tage alt war, ein Lamm mußte mindestens sieben, ein Kalb dreissig Tage alt sein. Das Tier durfte nicht den geringsten körperlichen Fehler an sich tragen und wurde zu diesem

Zwecke vorher auf das genaueste unterfucht. Zur Arbeit oder zur Aufzucht gebrauchte Tiere waren ausgeschlossen. Männliche Tiere opferte man den männlichen, weibliche den weiblichen Gottheiten. Den Gottheiten des Lichtes opferte man lieber Tiere von heller Farbe, den Göttern der Erde oder der Unterwelt dunkelfarbige. So durften beispielsweise dem Jupiter nur weiße Rinder geopfert werden, zum mindesten mußten sie einen weißen Flecken auf der Stirn haben. Es war, wie leicht einzusehen ist, unter Umständen schwierig, die Opfertiere ganz genau den Vorschriften entsprechend zu beschaffen. In solchen Fällen gestattete das Pontifikalrecht auch wohl, dieselben durch Symbole zu ersetzen, d. h. durch Tiere, die aus Wachs oder Brotteig geformt waren.

Das Schlachten des Opfertieres geschah bei den Römern fast in derselben Weise wie bei den Griechen. Man führte dasselbe rasch zum Altar, wobei man es als ein ungünstiges Zeichen anah, wenn es nicht gutwillig folgte (vgl. oben S. 36). Die Todesweihe (*immolatio*) vollzog der Priester durch Aufstreuen der *mola salsa*, d. h. mit Salz vermengter geschrotener Gerstenkörner, auf den Nacken des Tieres, und durch Ausgießen von Wein auf den Kopf desselben. Auch schnitt der Opferpriester einige der Stirnhaare ab und warf sie in die Flamme des Opferherdes. Die Tötung, welche in der Regel nicht Sache des Priesters, sondern der Gehilfen (*ministri*) war, wurde bei den größeren Tieren durch einen betäubenden Schlag vor den Kopf mit einem Beile oder Hammer, sodann durch Durchschneiden der Kehle bewirkt; beim Kleinvieh hielt man das vorherige Betäuben des Tieres nicht für notwendig. Das Verbrennen des ganzen Opfertieres fand nur in seltenen Fällen (bei Sühnopfern und Opfern für chthonische Gottheiten) statt; in der Regel beschloß man gegen Abend das Opfer mit der festlichen Opfermahlzeit, durch welche der Mensch, indem er von demselben Fleische genoß, welches der Gottheit zur Speise dargebracht wurde, mit der letzteren

in eine Lebens- und Liebesgemeinschaft trat. Den Göttern gebührten von dem geschlachteten Tiere vornehmlich die Exta, d. h. Herz, Leber, Lunge, Galle und Netzhaut, man fügte jedoch meist die mit Fett umwickelten Schenkelknochen hinzu. Die Exta wurden keineswegs in rohem Zustande in die Opferflamme geworfen, sondern vorher nach einem umständlichen Verfahren kunstgemäß zubereitet, mit Opfergerste bestreut und mit Wein besprengt. Es verging daher immer eine geraume Zeit zwischen dem Schlachten des Opfertieres und der Darbringung des Opfers.

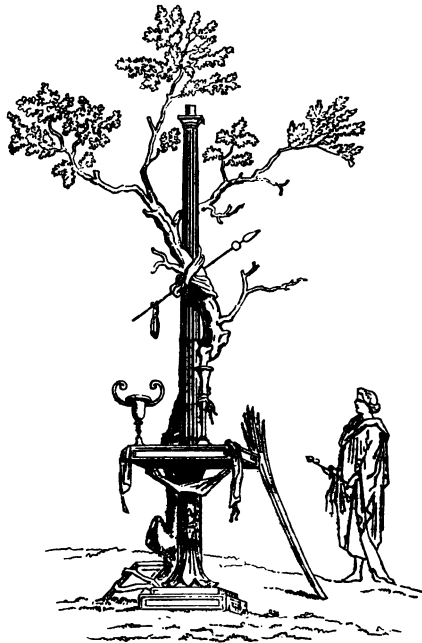
Zu bemerken ist, daß die Römer eine Begleitung der Opferhandlung durch Instrumentalmusik wie durch Chorreigen und Abfingen heiliger Lieder nicht gekannt haben. Ein Flötenbläser war allerdings stets anwesend, aber sein Blasen bezweckte nur, während des Opfers jede unliebsame Störung von außen fernzuhalten. Bekannt ist, daß bei den nach römischem Ritus vollzogenen Opfern der Opfernde während der heiligen Handlung das Haupt verhüllte, was nach griechischer Sitte unzulässig war.

Was oben von dem Unterschiede zwischen einem Bitt- oder Dankopfer und einem Sühnopfer gesagt worden ist, findet auch auf die römischen Opfergebräuche Anwendung. Das Sühnopfer war auch bei den Römern ohne Zweifel ursprünglich ein Menschenopfer, wiewohl aus der historischen Zeit kein Beispiel eines wirklich vollzogenen Menschenopfers vorliegt. Man ließ Strohleute an die Stelle der Menschen treten, wie dies z. B. alljährlich an dem Sühnfeste geschah, welches am 15. Mai gefeiert wurde. Es wurden dann vierundzwanzig solcher Strohleute, d. h. große, aus Binsen geflochtene Puppen in feierlicher Prozession nach dem Pons sublicius gebracht und in den Fluß hinabgestürzt. Oder man schlachtete auch Tiere, deren Fleisch dann verbrannt oder vergraben wurde.

Der Gebrauch, feierliche Verträge im öffentlichen wie im

Privatleben nur unter Darbringung eines Opfers zu vollziehen, war bei den Römern ebenfalls allgemein.

Eine eigentümliche Form des Opfers, welche, wenn auch griechischen Ursprungs, bei den Römern bei wichtigen Anlässen mit besonderer Vorliebe zur Verwendung gebracht wurde, sind die *Lectisternien*, eine Art feierlicher Speisung der Götter, indem um einen mit leckeren Speisen besetzten Tisch die Bilder der zum Mahle geladenen Götter paarweise gelegt, gesetzt oder gestellt wurden. Das erste Lectisternium fand im Jahre 399 v. Chr. auf Anordnung der Sibyllinischen Bücher statt; die dazu geladenen Götter waren Apollo und Latona, Herakles und Artemis, Hermes und Poseidon, welche auf drei Lectis paarweise gruppiert wurden.



Opfertisch und heiliger Baum.



#### IV.

### Gebet und Fluch.

Wir haben oben gesehen, daß die Griechen fleißige Beter waren; man kann daselbe von den Römern sagen. Sowohl im öffentlichen wie im privaten Leben erforderten bestimmte Anlässe auch bestimmte, in feste Formeln gekleidete Gebete. So war z. B. kein Opfer, überhaupt keine Kultushandlung ohne Gebet, welches für den jeweiligen Anlaß durch die Pontifices formuliert war, so daß es eine unglaubliche Menge dieser Gebetsformeln gab, deren Herfagen oder Herlesen die größte Aufmerksamkeit von seiten des Betenden erforderte. Denn jedes Versprechen oder Auslassen einer Silbe machte die ganze Handlung ungültig. In der Regel stand der Betende mit dem Gesicht nach Osten gewendet, die Hände wurden bei Gebeten zu den himmlischen Gottheiten in derselben Weise erhoben, wie wir dies bei den Griechen gesehen haben. Meeresgottheiten und unterweltliche Götter machten auch hier eine Ausnahme. Von Anrufungen der Götter in Gefangsform giebt es außer den uralten Liedern der Salier und der Fratres Arvales kein Beispiel.

Wie das Gebet, kannten die Römer auch den Fluch und wendeten ihn von Staats wegen gegen solche Mißethäter

an, welche dem Arm des Gesetzes unerreichbar waren. Die *Consecratio capitis* (Verfemung) geschah durch einen feierlichen Ausspruch des Pontifex maximus. Die Römer ließen in dieser Weise auch wohl über feindliche Länder und Städte eine Verfluchung aussprechen. Als eine Verfluchung ist auch die *Devotio* anzusehen, welcher sich in Zeiten großer Kriegsgefahr vornehme Römer zum Wohle des Vaterlandes zu unterziehen pflegten. Denn der also Geweihte rief den Zorn der Götter, wenn ein solcher vorhanden, auf sein Haupt herab und machte sich selbst zum Sühnopfer für das gesamte Volk. Die von dem Pontifex maximus vorzusprechende Formel, welche der sich also dem Untergang Weihende verhüllten Hauptes und auf einen Speer tretend nachzusprechen hatte, ist uns durch Livius erhalten worden, der sie bei Gelegenheit der heldenmütigen Aufopferung des älteren P. Decius Mus erwähnt. In der Regel ging der also Geweihte und den unterirdischen Gottheiten Verfallene dem sicheren Tode entgegen. Blieb er aber wider alles Erwarten am Leben, so war er aus dem sakralen Verbande, welchem er angehört hatte, für alle Zeit ausgestoßen.





## V.

### Die römischen Priestertümer.

---

**D**a die meisten römischen Kulte Staatskulte (*sacra publica*) waren, der Staat sich aber auch gegenüber denjenigen Kulturen, welche von staatlichen oder privaten Verbänden mit seiner Genehmigung geübt wurden, das Aufsichtsrecht vorbehielt, so waren mancherlei verschiedene Priestertümer für die Einrichtung des ganzen römischen Kultus notwendig, von denen wir die wichtigsten hier der Reihe nach betrachten wollen.

**Pontifices.** Wir beginnen mit den Pontifices, weil dem Kollegium derselben die Oberaufsicht über den gesamten Kultus, soweit derselbe staatlich anerkannt war, zu stand. Der Ursprung des Amtes sowohl wie des Namens hüllt sich in tiefes Dunkel. Doch bleibt noch immer die wahrscheinlichste Annahme diejenige, daß ihr Name mit der bekannten ältesten Tiberbrücke, für deren Instandhaltung sie zu sorgen hatten, in Verbindung steht. Die herkömmliche Überlieferung schreibt ihre Einsetzung dem Numa zu, worauf natürlich nicht viel zu geben ist, da bekanntlich fast alle sakralen Einrichtungen des ältesten römischen Gemeinwesens als ein Werk dieses Königs dargestellt worden sind. Nach römischer Anschauung ist der

König naturgemäß auch zugleich Inhaber der höchsten Gewalt auf dem Gebiete des Kultuswesens. Denn da der Staat eine Anordnung der Götter ist und nur ihrem wirkfamen Schutze sein Bestehen und sein Wachstum zu danken hat, so ist es die natürliche Pflicht des Staatsoberhauptes, dafür zu sorgen, daß den Göttern diejenige Verehrung zu teil wird, auf die sie einen rechtlichen Anspruch erheben dürfen. Zur Erfüllung dieser Pflicht umgab sich der König mit vier Gehilfen, die ihm mit ihrem Rate zur Seite standen und sich in die verschiedenen Obliegenheiten des Amtes teilten. Als das Königtum der Republik Platz machte, ging die Würde des Vorsitzenden (*pontifex maximus*), die bisher der König innegehabt hatte\*), nicht auf die Konfuln über, sondern wurde, um eine gewisse Stetigkeit in der Verwaltung dieses wichtigen Amtes zu sichern, einem der bisherigen Mitglieder des Kollegiums auf Lebenszeit übertragen. Die Wahl desselben war Sache der Tribut-Komitien, während im übrigen eine eintretende Lücke im Kollegium durch Kooptation ausgefüllt wurde. Als im Jahre 300 v. Chr. die Plebejer durch die *Lex Ogulnia* Zutritt zu diesem wichtigen Amte erlangten, stieg die Zahl der Pontifices einschließlic des Vorsitzenden auf neun, und es dauerte nun nicht lange, bis die Plebejer die Wahl eines plebejischen Pontifex maximus in der Person des Tib. Coruncanius durchsetzten. Durch Sulla wurde die Zahl der Pontifices auf fünfzehn erhöht, in der Kaiserzeit schwankte dieselbe nach dem Ermessen der Kaiser, die nun auch den Vorsitz im Kollegium wieder übernahmen.

Was die amtlichen Obliegenheiten der Pontifices betrifft, so hatten sie, wie schon bemerkt, zunächst die Oberaufsicht über das gesamte Kultuswesen. Der Pontifex maximus besetzte nach seinem Ermessen alle wichtigeren Staatspriestertümer, als des Rex sacrorum und der Flamines maiores und

\*) Ob auch die letzten Könige Pontifices maximi gewesen sind, ist nach Liv. I, 20 u. 32 allerdings zweifelhaft.

wählte die Vestalischen Jungfrauen. Über die Priester und Priesterinnen sowie deren dienendes Personal stand ihm eine Disciplinargewalt und bei rein geistlichen Verbrechen auch die alleinige Strafgewalt zu. In allen Fragen des geistlichen Rechtes bildeten die Pontifices die entscheidende Instanz und hatten die Kunde dieses wie des bürgerlichen Rechtes zu überliefern. Eine unerlässliche Vorbedingung für die Überwachung der Sacra war die Führung des Kalenders, welche deshalb ebenfalls Sache der Pontifices war. Sie erließen demgemäß jeden Monat eine öffentliche Bekanntmachung, welche Feiertage (*feriae*) in demselben stattfinden würden, welche Tage desselben dies *fasti*, d. h. für Volksversammlungen und Gerichtsverhandlungen geeignet, und welche dies *atri*, d. h. für diese Zwecke ungeeignet sein würden, endlich welche Tage dies *religiosi*, d. h. solche, an denen es bedenklich erschien, sowohl öffentliche wie private Geschäfte von einiger Wichtigkeit vorzunehmen. Sie hatten die Schaltmonate anzufetzen, die Heilighaltung der Festtage zu überwachen und ihr Vorsitzender war verpflichtet, alle wichtigen Ereignisse des Jahres aufzuzeichnen. Diese Aufzeichnungen (*annales maximi*) bildeten später die wichtigste Quelle der römischen Geschichtschreibung.

Außer diesen Verwaltungsgeschäften, deren Umfang ein zahlreiches Beamtenpersonal nötig machte, lag den Pontifices auch die persönliche Vollziehung verschiedener Opfer und Kultusverrichtungen ob, insbesondere der Dienst der *Penates* und *Lares publici*. Wichtiger aber war ihre Mitwirkung bei verschiedenen von seiten der römischen Magistrate vorgenommenen Kulthandlungen, und zwar zunächst bei den so häufigen Sühnopfern. Diese waren allemal notwendig, wenn ein *Prodigium* gemeldet worden war oder wenn ein bestimmtes Vergehen vorlag, bei welchem der Staat in irgend einer Weise beteiligt war. Unter einem *Prodigium* verstanden die Römer jede außerordentliche, dem gewöhnlichen Gange der Dinge

in der Natur widerprechende Erscheinung. Der Staat liefs in allen solchen Fällen durch die Pontifices zunächst die Thatfache feststellen und ein Gutachten abgeben, da der allgemeine Glaube solche Prodigien dem Zorn irgend einer Gottheit zuschrieb. Die Pontifices hatten dann zu entscheiden, ob bestimmte Gottheiten als Urheber des Prodigiums bezeichnet werden könnten, und wenn das der Fall war, welchen Anspruch auf Sühne die beleidigte Gottheit erheben könnte. Diese wurde dann durch den Senat angeordnet. War eine bestimmte Gottheit nicht zu ermitteln, so begnügte man sich mit einem allgemeinen Sühnopfer. Ein sehr häufig vorkommendes Prodigium war das Einschlagen eines Blitzes in geheiligte oder für das öffentliche Leben wichtige Stätten. Weil der höchste Gott durch seinen Blitz von denselben Besitz ergriffen zu haben schien, so wurde nach Anweisung der Pontifices in jedem solchen Falle eine Blitzsühne angeordnet. Diese bestand in der Regel darin, dafs die vom Blitz aufgelockerte Erde gesammelt und feierlich bestattet wurde. Hierauf weihte man den Ort durch ein Opfer und umgab ihn mit einer kreisrunden Mauer, um ihn auf diese Weise gänzlich von seiner Umgebung abzufondern. Solcher Blitzgräber gab es sowohl in Rom wie in ganz Italien eine grofse Menge. Sie glichen, zumal die Öffnung mit einem Deckel verschlossen wurde, ganz und gar einer Brunnenöffnung (puteal) und führten deshalb auch wohl diesen Namen. Hatte der Blitz einen Baum zerfchmettert, so mußte derselbe unter mancherlei Sühnungen entfernt und durch einen neuen ersetzt werden. Das zum Zwecke der Blitzsühne dargebrachte Opfer bestand bisweilen in einer Zwiebel, einem Büschel Haare und einer Sardelle. Diesen sonderbaren Gebrauch führte die Sage auf den König Numa zurück. Als nämlich einst zur Zeit dieses Königs heftige Gewitter wüteten und die Blitze vielfach einschlugen, forderte der von Numa durch Zauberformeln herabbeschworene und um ein sicheres Mittel der Blitzsühne be-

fragte höchste Gott das Haupt und die Seele eines Menschen. Numa aber soll ihm eine mit Menschenhaaren umhüllte Zwiebel und statt der lebendigen Seele einen Fisch gegeben haben, mit welcher Abfindung sich Jupiter schliesslich auch zufrieden erklärte.

Die Prodigien waren, wie man sich denken kann, ihrer Art nach sehr verschieden, und ebenso mannigfaltig waren auch die angewendeten Sühnungsmittel. Eine Sühnung war aber auch dann notwendig, wenn ein bestimmtes Vergehen vorlag, für welches der Staat die Verantwortung zu übernehmen hatte. Bei der grossen Anzahl der hier denkbaren Fälle müssen wir uns auf einzelne Beispiele beschränken. Der gewöhnlichste Fall war dieser, wenn bei einer staatlich angeordneten heiligen Handlung irgend ein Fehler vorgefallen war. Jeder Verstoß gegen das vorgeschriebene Ritual, jedes Auslassen eines Wortes oder einer Silbe der Gebetsformel, jede falsche Bewegung des Opfernden machte z. B. ein angestelltes Opfer ungültig, und die Römer waren in der Beobachtung der kleinsten Kleinigkeiten so peinlich, daß ein Dutzend Wiederholungen desselben Opfers nichts so gar Seltenes gewesen sein soll. Diese Wiederholungen waren für den Staat notwendig, um die üblen Folgen eines solchen Vergehens von sich abzuwenden. Die Magistratsperson oder der Priester, welcher dasselbe begangen hatte, war ausserdem gehalten, sich durch ein besonderes Sühnopfer zu reinigen. Die Entscheidung darüber, ob die ganze heilige Handlung oder nur derjenige besondere Akt, bei welchem das Versehen vorgekommen war, zu wiederholen sei, stand natürlich bei den Pontifices. Eine andere Art von Vergehen war es, wenn ein Prätor unbedachtamerweise an einem Tage, der von den Pontifices als nefastus bezeichnet worden war, Recht gesprochen hatte. In diesem Falle war eine Sühnung durch ein Opfer nach Anweisung der Pontifices gleichfalls unerlässlich.

Zu den magistratistischen Kulthandlungen, bei welchen die

Mitwirkung der Pontifices nicht entbehrt werden konnte, gehörten auch die Gelübde (*vota publica*). Sie waren bei den Römern etwas sehr Gewöhnliches. Drohte dem Staate ein schwerer Krieg, sah man sich von einer bösen Seuche, anhaltender Dürre oder sonstigem Unheil heimgesucht, so wurden Gelübde, welche von einer höheren Magistratsperson öffentlich ausgesprochen wurden, mit Vorliebe angewendet. Man gelobte je nach den Umständen nach vorheriger Befragung der Pontifices entweder ein Weihgeschenk, einen außerordentlichen Feiertag, öffentliche Spiele oder auch die Erbauung eines neuen Tempels. Das öffentliche Aussprechen des Gelübdes geschah ebenfalls unter Zuziehung des Pontifex maximus, welcher die Formel vorsprach (*verba praeibat*).

Sobald ein feierlich gelobter Tempel fertig gestellt worden war, erforderte die Übergabe desselben wieder die Mitwirkung der Pontifices. Sie hatten die Stiftungsurkunde zu redigieren und die Weihe (*consecratio*) des Tempels zu vollziehen. Die Dedikationsformel, durch welche der Vertreter der Staatsgewalt das bisherige Eigentum der Gemeinde zum Eigentum der Gottheit erklärte, wurde auch hier von dem Pontifex maximus vorgesprochen. Die Einrichtung des Gottesdienstes in dem neuen Tempel war natürlich ebenfalls Sache der Pontifices. Ihrer Mitwirkung bei den Verfluchungen und Devotionen, wenn ein römischer Feldherr zum Wohle des Vaterlandes seine Seele den unterirdischen Gottheiten verschwur, ist schon oben gedacht worden.

Die Amtstracht der Pontifices war eine weiße Toga mit Purpurverbrämung, auf dem Haupte trugen sie den spitzen Kegelhut (*apex*) mit dem Wollfaden. Symbole ihres Amtes waren die Schöpfkelle (*simpulum*), das Opfermesser (*secespita*), das Beil (*securis*) und der Weihwedel, gewöhnlich ein Lorbeerzweig.

**Augures.** An Wichtigkeit in politischer Beziehung stehen die Auguren kaum hinter den Pontifices zurück. Sie waren

keine Priester im eigentlichen Sinne des Wortes, insofern sie keine Sacra zu verwalten hatten, sondern die Vertreter derjenigen Wissenschaft, vermöge deren der Mensch den Willen der Gottheit aus gewissen Zeichen zu erkennen vermag. Insbesondere der höchste Gott Jupiter giebt durch Donner und Blitz, durch den Flug und die Stimmen der Vögel und durch andere Zeichen mehr seine Billigung oder Mißbilligung der Handlungen der Menschen zu erkennen. Solche Zeichen zu erbitten war ursprünglich Sache des Königs. Da aber die Deutung derselben nicht immer eine leichte Sache war, so umgab sich derselbe, wie er zur Beaufichtigung des gesamten Kultus die Pontifices als Gehilfen angenommen hatte, ebenso zum Zwecke der Handhabung der Auspicien mit erfahrenen und klugen Männern, deren Zahl ursprünglich drei war, so daß einschließlic des Königs das Kollegium der Augurn bis zur Zeit der Republik aus vier Personen bestand. Da aber die Gelegenheiten, welche die Befragung der Auspicien erheischten, sich beständig vermehrten, so erhöhte man die Zahl der Augurn zuerst auf sechs, nach der Lex Ogulnia, die den Plebejern den Zutritt zu allen priesterlichen Ämtern erschloß, auf neun, Sulla endlich bestimmte dieselbe übereinstimmend mit der Zahl der Pontifices auf 15. Das Amt, zu welchem nur Männer von hervorragenden Verdiensten und vornehmer Geburt genommen zu werden pflegten, war ein lebenslängliches. Das Kollegium hatte bis auf die Lex Domitia de sacerdotiis (104 v. Chr.) das Recht, eintretende Lücken durch Kooptation zu ergänzen wie auch den Vorsitzenden (magister) zu wählen. Ihre Einkünfte bezogen die Augurn aus Grundstücken, die teils in Rom selbst, teils in der Nähe von Veji belegen waren.

Die Befragung der Auspicien, welche Sache der Augurn war, bezweckte lediglich, sich darüber Gewissheit zu verschaffen, ob eine bestimmte vorzunehmende Handlung von den Göttern gebilligt werde oder nicht. Eine Mantik oder

Weisfagekunst im Sinne der Griechen haben die Römer nicht gekannt, wenn sie es auch nicht verschmäh't haben, sich gelegentlich an griechischen Orakelftätten Rats zu erholen und in dem Haine des Faunus und Picus am Aventin einen eigentlichen Orakelhain hatten, wo man auf dem Wege der Inkubation Offenbarungen erlangen konnte. Die Beobachtung der Zeichen seitens der Augurn geschah stets auf Ansuchen der höheren Magistrat oder des Senats. Man unterscheidet fünf Arten derselben, nämlich himmlische Zeichen (*signa ex coelo*), Vögelflug (*signa ex avibus*), Hühnerfräts (*ex tripudiis*), Tierzeichen (*ex quadrupedibus*) und Warnungen (*ex diris*), wobei jedoch zu bemerken ist, daß nur die drei ersten Arten erbetene (*imperativa*), die beiden letzten bloß zufällig sich darbietende (*oblativa*) Zeichen waren. Da die beiden ersten, welche zugleich auch die wichtigsten waren, einen erhöhten Standpunkt des Beobachtenden voraussetzten, und es auch notwendig war, einen bestimmten Raum abzugrenzen, innerhalb dessen die Beobachtung vorgenommen werden sollte, so wollen wir das Verfahren, welches dabei geübt wurde, mit kurzen Worten angeben.

Die Beobachtung fand in der Regel in den frühen Morgenstunden bald nach Mitternacht statt und war bis zum Anbruch des Tages beendet. Um dieses Umstandes willen begab sich der Augur meist schon am Abend vorher nach der Beobachtungsstelle und brachte dort die Nacht zu. In Rom selbst war der beständige Ort für die Beobachtung der himmlischen Zeichen das Auguraculum auf der Capitulinischen Burg, von wo aus der ganze Horizont der Stadt ungehindert übersehen werden konnte. Nach gesprochenem Gebet begrenzte der Augur mit seinem Krummstabe (*lituus*) zunächst den Bezirk, innerhalb dessen er die Zeichen erwarten wollte, indem er mit dem Gesichte nach Süden gewendet durch eine von Süden nach Norden und eine andere von Westen nach Osten gezogene Linie sowohl den ihm sichtbaren Teil

des Himmels als auch den Platz, worauf er sich befand, in vier Regionen teilte. Durch je zwei parallele Linien zu beiden Seiten des Schnittpunktes sonderte er dann ein Quadrat aus, welches Templum genannt wurde und den Beobachtungsbezirk bildete. Dann setzte er sich mit verhülltem Haupte nieder und betete von neuem zum Jupiter, derselbe möge innerhalb des abgegrenzten Raumes, sofern das von ihm benannte Vorhaben den Göttern genehm sei, die namhaft gemachten Zeichen erscheinen lassen. Die von der Ostseite, also von links her kommenden Zeichen galten dabei als die günstigen, die von der entgegengesetzten Seite kommenden als die ungünstigen. Ein wesentliches Erfordernis für die Beobachtung war eine absolute Stille, und aus diesem Grunde wurden die frühen Morgenstunden dafür gewählt, in denen die Stadt noch in tiefem Schlummer lag.

Was nun die Zeichen selbst betrifft, so waren sie also erstens himmlische, d. h. Blitze, die entweder bloß leuchtende (*fulgura*) oder zündende (*fulmina*) sein konnten, und Donnerschläge (*tonitrua*), oder zweitens Vogelzeichen (*signa ex avibus*), wobei man zwei Klassen von Vögeln unterschied, nämlich solche, deren bloßes Fliegen innerhalb des Beobachtungsraumes genügte, um ein Zeichen zu geben, und solche, deren Stimmen nur gehört zu werden brauchten. Die ersteren nannte man *Alites*, zu ihnen gehörten alle großen Raubvögel, als Adler, Geier, Falken u. f. w., die letzteren *Oscines*, zu diesen gehörte vor allem der schon in den frühen Morgenstunden vernehmbare Hahn, die Eule, der Rabe, die Krähe, der Specht u. a. Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß nicht leicht der Fall eintreten konnte, wo der Augur unverrichteter Sache nach Hause zurückkehrte. Die Verkündigung dessen, was er beobachtet hatte, hieß *Nuntiatio*, wenn der Ausgang ein günstiger, *Obnuntiatio*, wenn er ein ungünstiger gewesen war. Sein Ausspruch war in jedem Falle unanfechtbar.

Außerhalb der Stadt haben die Römer von der Beobachtung der himmlischen und Vogelzeichen nicht viel Gebrauch gemacht. Namentlich bei den im Felde stehenden Heeren zog man die Beobachtung des Fressens der heiligen Hühner als das bequemere und überall leicht anzuwendende Verfahren vor. Zu diesem Zwecke führte jedes Heer eine Anzahl dieser Hühner, welche der Aufsicht eines Wärters (pullarius) unterstellt waren, mit sich. Es galt als günstiges Zeichen, wenn die Hühner so begierig das vorgeworfene Futter fraßen, daß ihnen hin und wieder etwas davon aus dem Schnabel fiel, als ungünstiges, wenn sie sich unlustig zum Fressen zeigten. Es ist leicht ersichtlich, daß man ohne große Mühe das gewünschte Ergebnis erlangen konnte, wenn man die Hühner eine Zeitlang hungern ließ und ihnen dann breiartige Speise vorsetzte. Weshalb denn auch der Glaube an die Zuverlässigkeit und Untrüglichkeit dieses wie auch anderer Aufpicien bereits früh zu schwinden anfang. Zwar zur Zeit des ersten Punischen Krieges erregte es noch allgemeinen und großen Unwillen, als der Consul P. Claudius Pulcher im Jahre 249 v. Chr. die heiligen Hühner, weil sie zu einer Schlacht mit den Karthagern ihre Genehmigung verweigerten, mit den Worten: Mögen sie laufen, wenn sie nicht fressen wollen! ins Meer werfen ließ und infolge dessen, wie wenigstens die große Menge glaubte, eine schmachvolle Niederlage erlitt. Er hatte seinen frevelhaften Übermut mit Absetzung und schwerer Geldstrafe zu büßen. Daß aber allmählich ein tiefes Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit der Augurn Platz griff und das Volk in ihnen nur gefügige Werkzeuge der herrschenden Aristokratie erblickte, darf uns bei dem häufigen Mißbrauche, der mit der ganzen Auguralwissenschaft getrieben wurde, nicht Wunder nehmen. Die heiligen Hühner führten die römischen Heere in kleinen, tragbaren Käfigen mit sich, wovon Fig. 21 eine Abbildung zeigt.

Die bisher besprochenen drei Klassen von Zeichen sind

vorzugsweise solche, um welche man die Gottheit ersuchte (auspicia imperativa), was natürlich nicht ausschloß, daß sie auch ungefucht sich darbieten konnten. Wenn z. B. eine Volksversammlung auf Grund günstiger Auspicien auf eine bestimmte Stunde angefragt war, so mußte sie doch wieder abgefragt werden, wenn inzwischen ein Gewitter eintrat oder ein Augur nur meldete, daß er einen Blitz gesehen oder donnern gehört habe. Die noch zu besprechenden Arten der Auspicia sind die sogenannten Tierzeichen (ex quadrupedibus) und die Warnungen (ex diris). Beide sind als erbetene Zeichen nicht nachweisbar, gehörten also zu den zufällig sich darbietenden (oblative), konnten aber immerhin von Wichtigkeit werden, namentlich wenn sie bei Gelegenheit einer amtlichen Beobachtung der Himmels- oder Vogel-

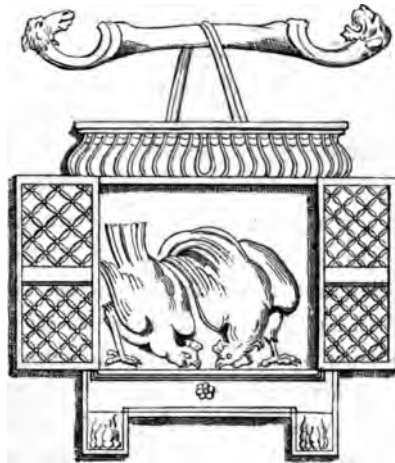


Fig. 21. Heilige Hühner der Legionen.

zeichen vorkamen. Zu den Tierzeichen gehört das Erscheinen gewisser vierfüßiger Tiere oder auch Schlangen innerhalb eines gewissen Raumes. Welche Bedeutung einem jeden dieser Tiere mit Rücksicht auf die vorhandenen Umstände beizumessen war, das gehörte eben zu der geheimen Wissenschaft der Augurn, von der sie sich wohlweislich hüteten, den Laien etwas zu verraten.

Groß ist das Gebiet derjenigen Erscheinungen, welche man unter dem Namen Warnungen zusammenzufassen pflegt. Zu diesen gehört z. B. das Niesen, in welchem abergläubische

Menschen ja noch heute ein vorbedeutendes Zeichen erblicken, das Anstoßen mit dem Fusse, das Vernehmen eines flötenden Geräusches u. a. m. Im allgemeinen ist von dieser Art von Auspicien mehr im privaten als im öffentlichen Leben Gebrauch gemacht worden. Manche hatten jedoch auch eine politische Tragweite. Wenn z. B. in der Volksversammlung ein Epileptischer von Krämpfen befallen wurde, so hatte dies die sofortige Auflösung der Versammlung zur Folge.

Die Augurn stellten niemals aus eigenem Antriebe Auspicien an, sondern bedurften dazu der Aufforderung einer höheren Magistratsperson. Die Magistrate waren gehalten, bei allen wichtigeren Amtsverrichtungen sich vorher Gewissheit darüber zu verschaffen, ob ihr Vorhaben den Göttern genehm sei. In den meisten Fällen stand die Entscheidung, ob sie ein Augurium einholen wollten, wohl in ihrer Willkür, aber in folgenden vier Fällen war dies unerlässliche Bedingung: 1. für die Ernennung von höheren Beamten, 2. für den Amtsantritt derselben, 3. für die Abhaltung der verschiedenen Volksversammlungen (comitia), 4. für den Auszug eines Feldherrn in den Krieg.

Was die Volksversammlungen betrifft, so wurden die bezüglichen Auspicien am frühen Morgen desselben Tages vorgenommen, an welchem die Versammlung abgehalten werden sollte. Welche Gewalt dadurch den Augurn in die Hände gegeben war und wie leicht sie im Interesse der Nobilität Volksversammlungen, für welche misliebige Anträge auf der Tagesordnung standen, hintertreiben konnten, ergibt sich aus dem Gefagten leicht. Die Abhaltung der Auspicien für den Amtsantritt der Beamten sank allmählich zu einer bloßen Formalität herab, der niemand mehr eine Bedeutung beimaß. Zur Zeit Ciceros war es bereits etwas ganz Gewöhnliches geworden, daß man zu diesem Zwecke Blitzzeichen fingierte, was natürlich dem schon stark gesunkenen Ansehen der Augurn nicht förderlich sein konnte.

Die Augurn waren unabsetzbar und trugen als Amtstracht die *trabea*, ein mit Purpurstreifen verhehenes Staatskleid. Außerdem waren sie an dem schon erwähnten Krummstabe kenntlich, den sie in der rechten Hand zu tragen pflegten. Vgl. die Abbildung Fig. 22.

Außer den staatlichen Augurn gab es von alters her auch eine Menge von Privatpersonen, welche im Besitze der Auguralwissenschaft waren oder zu sein vorgaben, und an welche das Publikum sich in seinen privaten Angelegenheiten um Rat wandte.

**Quindecimviri sacris faciundis.** Ein in politischer Hinsicht ebenfalls höchst wichtiges Priesterkollegium waren die *Quindecimviri sacris faciundis* oder *sacrorum*, denen die Bewahrung und Auslegung der Sibyllinischen Bücher oblag. Sie waren als ein rein patrizisches Priestertum durch den König Tarquinius Superbus, nachdem derselbe die Sibyllinischen Bücher an-



Fig. 22. Augur mit Krummstab.

gekauft hatte, eingesetzt worden. Ursprünglich waren ihrer nur zwei, aber wegen des Mißbrauchs, der von der herrschenden Aristokratie auch mit der Auslegung der Sibyllinischen Weissagungen zur Aufrechterhaltung ihrer Standesvorrechte getrieben wurde, setzten bei Gelegenheit der großen durch Licinius Stolo herbeigeführten Staatsumwälzung im Jahre 367 v. Chr. die Plebejer es durch, daß sie in dem Kollegium vertreten waren. Es wurde daher die Zahl der Mitglieder auf zehn erhöht und bestimmt, daß die Hälfte derselben Plebejer sein mußten. Sulla erhöhte dann die Zahl der Mitglieder auf fünfzehn.

Die Sibyllinischen Bücher, welche nach einer unverbürgten Sage einer der beiden Tarquinier von der Cumäischen Sibylle

gekauft haben soll, waren bekanntlich griechischen Ursprungs und stammten aus dem äolischen Cumae in Kleinasien. Über ihren Inhalt ist etwas Sicheres nicht bekannt, aller Wahrscheinlichkeit nach enthielten sie allerlei Anweisungen zur Sühnung und Heilung sowohl leiblicher wie geistiger Schäden. Sie dienten auf keinen Fall dem Zwecke, Zukünftiges durch Orakelsprüche zu enthüllen, sondern wurden in Rom zu Rate gezogen, wenn eine Beunruhigung der Gemüther durch außergewöhnliche Prodigien und große öffentliche Kalamitäten eingetreten war. Da die Sibyllinischen Bücher in griechischer Sprache abgefaßt waren, so wurden zwei griechische Dolmetscher angestellt, um dem Kollegium der Duumviri (später Quindecimviri) zum richtigen Verständnisse der Sprüche zu dienen. Als Aufbewahrungsort hatte Tarquinius Superbus den von ihm vollendeten Tempel des Kapitulinischen Jupiter bestimmt, wo sie, als dieser im Jahre 83 v. Chr. abbrannte, zu Grunde gingen. Um sie zu ersetzen, schickte der Senat eine Gefandtschaft nach Erythrae in Kleinasien, dem Geburtsorte der berühmten Sibylle Herophile, um dort und an anderen Orten eine neue Sammlung Sibyllinischer Orakel zusammenzubringen, was denn auch ohne große Mühe gelang. Augustus ließ eine neue Sichtung derselben vornehmen und die für echt erklärten im Apollotempel auf dem Palatin verwahren.

Die größte Bedeutung der Sibyllinischen Orakel für das römische Religionswesen besteht nun eben darin, daß dieselben, weil griechischen Ursprungs, mit ihren Bescheiden auf die Hilfe von Gottheiten hinwiesen, welche entweder den Römern bis dahin völlig unbekannt geblieben waren oder doch von ihnen in einer anderen Weise aufgefaßt und verehrt wurden, als in Griechenland. Die nächste Folge der Benutzung der Sibyllinischen Bücher war die Einführung des für die Geschichte der römischen Kultur so wichtigen Dienstes des hellenischen Apollo und der ihm verwandten Göttinnen Latona und Artemis, welcher dann bald eine ganze Reihe

anderer griechischer Gottesdienste folgte. Der erste Apollotempel wurde bereits im Jahre 433 v. Chr. gelobt, ein zweiter kam schon achtzig Jahre später hinzu. Die schreckliche Niederlage von Cannae veranlasste die Einführung der Apollinischen Spiele. Von sonstigen griechischen Gottheiten, deren Einführung ein bedeutender Einfluss auf das geistige Leben der Römer zugeschrieben werden muss, sind zu nennen Demeter (Ceres) und die zu ihrem Kreise gehörenden Dionysos und Kora (Proserpina). Die lateinischen Namen Ceres und Proserpina erwecken zwar leicht die Vorstellung, als ob es sich hier nicht um die Einführung neuer Gottheiten gehandelt habe; indeffen Proserpina ist ohne Zweifel nur ein Attribut der alten Erdgöttin Tellus gewesen, während der Name Ceres völlig unaufgeklärt ist. Die römischen Namen Liber und Libera sind lediglich Übersetzungen von Koros (Dionysos) und Kora. Wir nennen ferner von griechischen Gottheiten, deren Kultus auf Geheiß der Sibyllinischen Bücher in Rom eingeführt wurde, Aphrodite, von den Römern Venus genannt, die große phrygische Göttermutter Kybele, von den Römern gewöhnlich einfach Magna Mater genannt, den Heilgott Asklepios, dessen Namen die Römer in Aesculapius latinisiert haben, anderer Gottheiten von geringerer Bedeutung nicht zu gedenken. Alle diese fremden Kulte standen unter der besonderen Aufsicht der Quindecimviri, vor allem der Dienst des Apollo, der allmählich ein Lieblingsgott der Römer wurde, weshalb die Fünfzehn Männer auch wohl als sacerdotes Apollinis bezeichnet wurden. Selbstverständlich hatten sie auch die im Jahre 212 gestifteten Apollinischen Spiele zu besorgen, wie auch die schon früher auf Geheiß der Sibyllinischen Bücher angeordneten Säkularspiele. Ihre Hauptaufgabe blieb die Bewahrung und Auslegung der Bücher. Eine Befragung der letzteren konnte jedoch nur auf Grund eines Senatsbeschlusses stattfinden. Über das dabei beobachtete Verfahren ist nichts Sicheres bekannt.

**Fetiales.** Ein viertes ebenso altes und angesehenes Priesterkollegium, als die vorher genannten, waren die *Fetiales*, deren spezielles Gebiet die auswärtigen Angelegenheiten waren. Ihre Zahl betrug von Anfang an zwanzig, wohl mit Rücksicht auf die zwanzig Kurien der Ramnes und Titius. Das Amt war ein lebenslängliches und es wurden nur sehr angesehene Männer (anfangs bloß Patrizier) dazu erwählt. Ihre Mitwirkung war überall notwendig, wo es sich um die Regelung der Beziehungen zu auswärtigen Völkern handelte. Zu den einzelnen sakralen Handlungen, welche in ihren Amtsbereich fielen, zog aber nicht das ganze Kollegium aus, sondern in der Regel zwei oder vier der Mitglieder, von denen einer der Sprecher (*pater patratus*) war. Das gesamte Kollegium trat nur dann zusammen, wenn eine rechtliche Frage zu entscheiden oder ein Gutachten abzugeben oder ein Urteil zu fällen war. Zu den Amtsgeschäften der Fetialen gehörte erstlich das Abschließen aller Arten von Verträgen mit fremden Staaten. Sie hatten den Wortlaut der Vertragsurkunde festzustellen und dann den Vertrag durch zwei oder vier aus ihrer Mitte unter feierlichen Ceremonien zu beschwören. Wie bei solchen Veranlassungen verfahren wurde, erfährt man am besten aus dem Bericht des Livius über den Abschluß des Bündnisses zwischen Rom und Alba Longa (Liv. I, 24). Nachdem die Vertragsurkunde vorgelesen worden war, sprach der Fetial die Worte: „Höre du, Jupiter, höre du, Bevollmächtigter der Gemeinde von Alba, höre du, Gemeinde von Alba. Wie jene Punkte deutlich von Anfang zu Ende von der Tafel abgelesen sind ohne Hinterlist und wie sie heute hier im rechten Sinne verstanden worden sind, von denen wird das römische Volk gewiß nicht abweichen. Sollte es zuerst von ihnen abweichen nach gemeinem Beschlusse und mit Hinterlist, dann triff du, Diespiter, das römische Volk, so wie ich hier heute dieses Schwein treffen werde, und triff es um so viel stärker, wie du selbst viel

stärker und mächtiger bist.“ Nach diesen Worten schlug er das Schwein mit dem heiligen Kieselstein, der den Donnerkeil des den Meineid rächenden Jupiter symbolisch vorstellte, und vollzog dann das Opfer. Um hier gleich über die heiligen Symbole der Fetialen das Nötige einzufachalten, so gehörte zu ihrer Ausrüstung, wenn sie zur Vollziehung einer Amtshandlung auszogen, aufer dem erwähnten Kiesel (Jupiter lapis) noch der Heroldsstab, der sie als Botschafter des römischen Volkes charakterisierte, und das heilige Kraut (sagmina oder verbenae). Dies war ein mit der Wurzel und der daran hängenden Erde vom Gipfel des Kapitolinischen Hügels entnommenes Grasbüschel, welches symbolisch das römische Gebiet darstellte.

Von den weiteren Amtshandlungen nennen wir noch die Forderung der Genugthuung (clarigatio), wenn das römische Volk sich von einem fremden Staate verletzt oder in irgend einer Weise beeinträchtigt glaubte. Das Verfahren schildert Livius I, 32. In einem solchen Falle zogen gewöhnlich vier Fetialen an die Grenze des Staates, von welchem sie Genugthuung zu fordern hatten, worauf ihr Sprecher (pater patratus) also anhub: „Höre du, Jupiter, hört es, ihr Grenzgötter, höre es, du heiliger Götterspruch des Rechtes. Ich bin der Bote des römischen Volkes, komme in gerechter und guter Sache, und meine Worte verdienen allen Glauben.“ Hierauf nannte er seine Forderung und fügte dann hinzu: „Wenn ich wider Recht und Gewissen fordere, daß diese Personen und diese Gegenstände mir, dem Boten des römischen Volkes, ausgeliefert werden sollen, so laß mich niemals wieder in mein Vaterland zurückkehren.“ Dieselben Formeln wiederholte er noch viermal, wenn er die Grenze überschritt, wenn er dem ersten Bürger des fremden Staates begegnete, wenn er das Stadtthor erreichte und wenn er auf dem Marktplatze angekommen war. Zur Leistung der geforderten Genugthuung wurde gewöhnlich eine Frist von dreiunddreißig

Tagen bewilligt. Liefs der fremde Staat diese Frist verstreichen, ohne der Forderung nachgekommen zu sein, so hatten die Fetialen in nicht minder feierlicher Weise den vom Senat oder der Volksversammlung beschlossenen Krieg anzukündigen. Ihr Sprecher trug dann eine mit Eisen beschlagene und in Blut getauchte Lanze in der Hand und warf sie, nachdem er in Gegenwart von wenigstens drei erwachsenen Personen die Kriegsankündigung verlesen hatte, über die Grenze hinüber. Als die Römer später mit außeritalischen Völkern in Krieg gerieten, ließen sich diese Formalitäten natürlich nicht mehr in der früheren Weise vollziehen. Man griff daher zu dem Auskunftsmittel, daß man ein kleines zum Tempel der Bellona vor der Stadt gehöriges Stück Land als feindliches Gebiet erklärte und die Fetialen in dieses unter Aussprechen der üblichen Formeln die blutige Lanze schleuderten. Die Fetialen waren für ihre Person unverletzlich, ihr Amtskleid eine weiße wollene Toga.

**Virgines Vestales.** Ein uraltes und bei den Römern zu allen Zeiten in höchstem Ansehen stehendes Priestertum war dasjenige der Vestalischen Jungfrauen, welche den Dienst der Vesta zu versehen hatten. Ihrer waren ursprünglich vier, je zwei für die Ramnes und Tities, bis Tarquinius der Ältere noch zwei für die Luceres hinzufügte. Sie standen unter der besonderen Obhut und Aufsicht des Pontifex maximus, der gleichsam ihr geistlicher Berater war, sie belehrte und in Fällen der Nachlässigkeit im Dienste auch bestrafte. Ihm stand auch die Wahl derselben zu, welche gewöhnlich in der Weise gehandhabt wurde, daß von zwanzig jungen Mädchen, die der Pontifex aus den vornehmsten römischen Familien ausgesucht hatte, eine durch das Los zur Vestalin bestimmt wurde. Die zu wählenden Mädchen durften nicht älter als zehn, nicht jünger als sechs Jahre sein. Sie mußten „glückliche Kinder“ sein, das heißt, ihre beiden Eltern mußten noch leben, sie selbst in rechter Ehe und frei geboren und

frei von allen körperlichen Gebrechen sein. Der Dienst war auf dreißig Jahre bestimmt, von denen sie die ersten zehn als lernende, die zweiten als dienende, die dritten als lehrende Vestalinnen zubrachten. Nach dieser Zeit stand ihnen der Austritt frei, auch durften sie dann, wenn sie noch Luft dazu hatten, heiraten. Meistenteils jedoch scheinen sie freiwillig ihr priesterliches Amt weiter fortgeführt zu haben. Ein Einspruch des Vaters gegen die Wahl war nicht statthaft, angenommen wenn er selbst ein höheres Priesteramt bekleidete oder schon früher eine Tochter zum Dienste der Vesta hergegeben hatte. Im allgemeinen jedoch rechnete man sich die Wahl einer Tochter zur Vestalin zur höchsten Ehre. Denn groß war das Ansehen, welches diese Priesterinnen genossen, und groß die Vorrechte und Ehren, mit welchen sie ausgestattet waren. Von dem Augenblicke an, wo sie der Pontifex maximus, nachdem er mit den Worten: *Te, amata, capio* gleichsam von ihrer Person Besitz ergriffen, aus dem elterlichen Hause entführt und in das Atrium Vestae gebracht hatte, hörte die junge Vestalin auf, unter der Tutel des Vaters zu stehen und blieb für ihr ganzes übriges Leben emanzipiert, so daß sie nicht einmal vor Gericht eines Vertreters bedurfte und über ihr Vermögen freihändig verfügen konnte. Wenn sie ausging oder ausfuhr, ging ein Lictor vor ihr her, jeder Begegnende hatte ihr auszuweichen, Consuln und Prätores ließen vor ihr die *fascies* senken. Ihre Begleitung schützte vor jedem Angriff, der Verbrecher, welchen ihr Auge erblickte, mußte sogleich in Freiheit gesetzt werden, auf ihrer Beleidigung stand die Todesstrafe. Zu einem Eide konnte sie nicht genötigt werden, ihr Zeugnis hatte auch ohne Schwur unbedingte Gültigkeit. Bei den öffentlichen Spielen hatte sie gleich den Senatoren einen Ehrenplatz. Diesen großen Auszeichnungen standen freilich auch große Pflichten gegenüber. Zunächst hatten die Vestalinnen das ewige Feuer auf dem Herde der Vesta in ihrem am Fusse des Palatinischen Hügels

stehenden Tempel zu unterhalten und sorgfältig zu hüten. Denn das Erlöschen dieses Feuers wurde als ein schweres Unglück für den Staat betrachtet, weshalb auch die Priesterin, durch deren Nachlässigkeit dies geschehen war, von der Hand des Pontifex blutig gezeißelt wurde. Das einmal erloschene Herdfeuer durfte an keiner im Dienste des gemeinen Lebens stehenden Flamme neu entzündet werden, es bedurfte dazu eines Urfeuers, d. h. eines solchen, das entweder durch Reiben oder Bohren trockenen Holzes von einem glücklichen Baume oder durch Anwendung eines Brennpiegels erzeugt worden war. Zu den weiteren Verrichtungen der Vestalinnen gehörte das tägliche Besprengen des Altars und Tempels mit fließendem Wasser, welches sie aus dem Quell der Egeria im Haine der Kamenen oder aus dem Tiberflusse holen mußten, das tägliche Gebet für das Wohl des römischen Volkes, die Darbringung der vorgeschriebenen Opfer für die Göttin und die Bereitung des dazu nötigen Opferschotes. Die letztere geschah dreimal in jedem Jahre, nämlich am Feste der Lupercalien, an dem Hauptfeste der Vesta (9. Juni) und an den Iden des September nach einem streng inne zu haltenden Ceremoniell. Das dazu nötige Mehl mußten die Vestalinnen selbst durch Dörren und Schroten von Speltkörnern gewinnen und ebenso die erforderliche Salzlake selbst bereiten. Nicht einmal die Ähren durften von anderen als ihren reinen Händen gepflückt werden.

Die Vestalinnen hatten ferner in der sogenannten Vorratskammer der Vesta (*penus Vestae*), d. h. in demjenigen Raume des Tempels, der nur dem Pontifex maximus und den Vestalinnen zugänglich war, gewisse Heiligtümer und Reliquien aufzubewahren, zu denen vor allen die Bilder der römischen Penaten gehörten. Diese Heiligtümer vor Entweihung zu schützen und bei etwa drohender Gefahr in Sicherheit zu bringen war eine der wichtigsten Pflichten, welche den Vestalinnen oblagen.

Von besonderen Funktionen der Vestalischen Jungfrauen sind noch folgende zu erwähnen. Am 15. Februar hatten sie das Opferfchrot (*mola salsa*) zu dem Luperkalienopfer zu liefern, am 1. März, dem alten Jahresanfang, den Vestatempel mit frischen Lorbeerreifeu zu schmücken, die dann das ganze Jahr hindurch bis zur neuen Lustration darin verblieben, und das heilige Feuer neu zu bereiten, am 15. April zu den sogenannten *Fordicidia* infofern mitzuwirken, als sie die aus dem Verbrennen der ungeborenen Kälber gewonnene Asche in Verwahrung nahmen, am 15. Mai waren sie bei der Argeerprozession beteiligt, am 21. August, dem durch den Raub der Sabinerinnen berühmten Feste der *Consualien*, hatten sie in Gemeinschaft mit dem Flamen *Quirinalis* das herkömmliche Opfer zu besorgen, am 25. August mit dem *Pontifex maximus* das geheime Opfer der *Ops consivia* darzubringen und bei der geheimen nächtlichen Feier zu Ehren der *Bona Dea* im Anfange des Dezembers sowie bei allen *Idusopfern* des *Jupiter* mitzuwirken.

Dem reinen und keuschen Charakter der Göttin, welcher sie dienten, entsprechend verlangte man von den Vestalinnen einen streng keuschen und heiligen Lebenswandel. Jede Verletzung des Keuschheitsgelübdes wurde unnachsichtlich mit dem Tode der Schuldigen geahndet, und zwar wurde sie, weil es nicht erlaubt war, sie gewaltsamerweise zu töten, auf dem sogenannten *Campus sceleratus* am *Collinischen Thor* in einem kleinen unterirdischen Gemache, zu welchem sie mittels einer Leiter hinabstieg, lebendig begraben.

Ihre Wohnung hatten die Vestalischen Jungfrauen in dem sogenannten *Atrium Vestae* neben dem Tempel der Göttin, welches im Jahre 1884 durch die von der italienischen Regierung veranstalteten Ausgrabungen wieder freigelegt worden ist. Ihre Amtstracht war ein weißes, länglich-viereckiges und mit einem Purpurstreifen verbräuntes Stück Tuch. Um den Kopf gefchlungen trugen sie ein breites Stirnband (*infula*) und

bei allen Opfern und feierlichen Aufzügen ein weißes Kopftuch, das mit einer Spange zusammengehalten war (*suffibulum*) und dessen Zipfel über die Schultern herabhing (Fig. 23).



Fig. 23. Vestalin.

Das Priestertum der Vestalinnen erhielt sich bis in die spätesten Zeiten des sinkenden Heidentums. Erst Kaiser Gratian (375—383 n. Chr.) zog das Tempelgut der Vesta ein und bereitete damit auch dem Institut der Vestalinnen ein Ende.

#### **Rex et Regina sacrorum.**

Über dieses Priestertum ist nicht viel zu sagen, da wir genaue Nachrichten über die damit verknüpften gottesdienstlichen Funktionen nicht besitzen. Entstanden ist es nach der Vertreibung der Tarquinier, indem man gewisse bis dahin von den römischen Königen persönlich dargebrachte Opfer auf einen durch den Pontifex maximus erwählten Bürger patrizischer Abkunft übertrug. Sein Amt war ein lebenslängliches und sehr angesehenes, doch durfte er

daneben kein anderes Amt bekleiden. Seine Gattin war die Teilnehmerin an seinem Priestertum, weshalb er, wenn sie vor ihm starb, das Amt niederlegen mußte. Von seinen besonderen Funktionen ist erwähnenswert, daß er bei der Regelung des

Kalenders durch die Pontifices beteiligt war. Wenn nämlich nach dem Neumonde die Mondichel zum erstenmale wieder sichtbar wurde, so hatte der Pontifex maximus dieses Ereignis dem Rex sacrorum zu melden, worauf dieser mit ihm das Kapitol bestieg und dort in der Curia Calabra der Juno, welcher alle Kalenden heilig waren, ein Opfer darbrachte, während gleichzeitig die Regina derselben Göttin in der Königsburg ein Lamm oder ein Schwein opferte. In Gemeinschaft mit dem Pontifex maximus bestimmte dann der Opferkönig, wieviele Tage von den Kalenden bis zu den Nonen sein sollten und setzte mit ihm die in jedem Monat zu feiernden Festtage an.

**Flamines.** Unter diesem Ausdrucke versteht man eine Klasse von Priestern, die zur Beforgung gewisser Kulte teils für sich allein fungierten, teils den großen priesterlichen Kollegien zu diesem Zwecke überwiesen waren. Bei den Pontifices gab es ursprünglich fünfzehn Flamines, nämlich drei maiores und zwölf minores. Nur die drei ersteren als die Eigenpriester des Jupiter, Mars und Quirinus können hier in Betracht kommen.

Der bei weitem angesehenste unter ihnen war der Eigenpriester des Jupiter (flamen Dialis). Zu diesem Amte nahm man stets einen Patrizier von vornehmer Familie und gewährte ihm große Ehrenrechte, den kurulischen Sessel, die Toga praetexta, einen Sitz im Senat und einen eigenen Lektor. Außerdem war er frei von allen bürgerlichen Lasten und hatte eine Amtswohnung auf dem Palatin. Er mußte verheiratet sein, weil seine Gattin, die Flaminica, bei gewissen gottesdienstlichen Verrichtungen beteiligt war. Sein Dienst war ein beschwerlicher und legte ihm mancherlei lästige Beschränkungen auf. So durfte er nach der älteren Bestimmung keine Nacht außerhalb der Stadt, ja nicht einmal außerhalb des Hauses zubringen. Jeder Tag war für ihn ein Feiertag, weshalb er sich auch niemals ohne die Insignien seines Amtes

zeigen durfte. Ursprünglich durfte er nicht einmal in seinem Hauſe den Prieſterhut (apex) abnehmen, doch wurde dieſe läſtige Beſtimmung ſpäter durch Beſchluss der Pontifices aufgehoben. An ſeiner ganzen Kleidung durfte nirgends ein Knoten ſein, er durfte keinen Toten und kein Grab ſehen, keinen Hund berühren, kein Pferd beſteigen und was der läſtigen Beſtimmungen noch mehr waren. Auch ſeine prieſterlichen Funktionen waren durch ſehr peinliche Vorſchriften geregelt, doch konnte er ſich bei denſelben durch ſeine Söhne oder in Ermangelung deren durch Opferknaben von vornehmer Geburt, deren beide Eltern noch am Leben waren, unterſtützen laſſen. Sein Amtskleid war eine weiſſe Toga von ſchwerem Wollenſtoff, den ſeine Frau gewebt haben mußte. Auch die Flaminica, die prieſterliche Dienerin der Juno, war ſehr läſtigen Vorſchriften hinſichtlich ihres Dienſtes ſowohl wie ihrer ganzen Lebensweiſe unterworfen. Sie durfte ebenfalls nur wollene und mit Wollfäden genähte Gewänder tragen. Eigentümlich war ihre pyramidal geformte Haarfrifur (tutulus), welche mit einem purpurnen wollenen Bande durchflochten war. Dazu trug ſie ein ſchleierartiges Kopftuch von dunkelroter oder blauer Farbe, von edlen Jungfrauen aus roher Wolle hergeſtellt. Wie der Flamen Dialis zum Zeichen, daſs ſein Dienſt ein ununterbrochener ſei, ſtets an ſeinem Hute ein Reis des Ölbaumes tragen mußte, ſo ſeine Gattin den mit einem weiſſen wollenen Bande umflochtenen Zweig eines glücklichen Baumes, gewöhnlich des der Juno geheiligten Granatbaumes.

Nicht ganz ſo ſtrengen Regeln waren die beiden anderen groſſen Flamines, derjenige des Mars und derjenige des Quirinus, unterworfen. Auch durften dieſe ſich um weltliche Ämter bewerben, was dem Dialis nicht geſtattet war. Ihre Hauptthätigkeit beſtand in dem täglichen Opferdienſte des Gottes, dem ſie als Eigenprieſter zugeteilt waren. Auſerdem hatten ſie bei einigen prieſterlichen Funktionen den Pontifex maximus zu unterſtützen.

**Septemviri Epulones.** Eine priesterliche Behörde jüngeren Datums ist die der Viri Epulones. Nachdem infolge der zunehmenden Hellenisierung der römischen Religion die Zahl der von Staats wegen angeordneten Feste und Spiele und mit ihnen auch die Menge der damit verbundenen großen Opferfchmäufe so angewachsen war, daß die Pontifices der Last der Geschäfte zu erliegen drohten, wurde im Jahre 196 v. Chr. auf Antrag des Volkstribunen C. Licinius Lucullus das Kollegium der Epulones eingesetzt, anfangs aus drei, später aus sieben Mitgliedern bestehend. Ihren Namen hatten sie davon, daß sie den Pontifices die Sorge für die großen Opferfchmäufe abnahmen, bei denen die Senatoren von ihrem ius publice epulandi, d. h. sich auf Staatskosten gütlich zu thun, Gebrauch machten. Der älteste Opferfchmaus dieser Art war das epulum Jovis. Am 13. September nämlich, dem heiligsten Festtage der sogenannten Römischen Spiele und dem Jahrestage der Einweihung des kapitolinischen Tempels, versammelte sich der Senat auf dem Kapitol, um an dem glänzenden Gaſtmahle, welches dann dem Jupiter und den mit ihm eng verbundenen Göttinnen Juno und Minerva veranstaltet wurde, teilzunehmen. Dieses Göttermahl war ein sogenanntes Lectisternium, zu welchem die eingeladenen Gottheiten aufs schönste geschmückt, gesalbt und frisiert erschienen und zwar Jupiter auf einem Polster liegend, die Göttinnen des Anstandes wegen auf Stühlen sitzend. Ein anderes epulum Jovis fand bei Gelegenheit der sogenannten Plebejischen Spiele an den Idus des November statt und außerdem noch viele andere Opfer und Opfermahlzeiten, für welche die Epulones zu sorgen hatten.

**Haruspices.** Die Haruspices oder Opferfchauer gehören nicht ursprünglich zu den römischen Priestertümern, ein Kollegium derselben scheint erst unter Kaiser Claudius von Staats wegen eingesetzt worden zu sein. Wo in der früheren Zeit Haruspices vorkommen, üben sie ihre Kunst als Privatpersonen

aus und sind ohne Ausnahme etruskischer Herkunft. Während es ihnen anfangs schwer wurde, ihrer Kunst neben der einheimischen Technik der Augurn Geltung zu verschaffen, und sie nur ausnahmsweise vom Senat zur Deutung von Prodigien zu Rate gezogen wurden, deren Sühnung weder in den heiligen Büchern der Pontifices noch in den Sibyllinischen Büchern zu finden war, wurden sie später sowohl den Behörden wie dem Publikum unentbehrlich und die Eingeweideschau drängte die alten einheimischen Arten der Divination (Himmelszeichen, Freßen der Hühner) fast in den Hintergrund. Das Hauptgeschäft der Haruspices, wovon sie den Namen hatten, war das Erkennen des göttlichen Willens aus der Beschaffenheit der Eingeweide des geschlachteten Opfertieres, wie dies auch bei den Griechen üblich war (vgl. oben S. 53). Die günstigen und ungünstigen Zeichen, welche sich aus der Beschaffenheit der Leber und der übrigen edleren Eingeweide ergaben, waren wohl hier wie dort ziemlich dieselben. Doch war diese Eingeweideschau nicht die einzige von den Haruspices geübte Kunst. Sie verstanden sich auch auf die Deutung der Blitzzeichen und die Sühnung der Blitze sowie auf die Deutung und Sühnung aller sonstigen Wundererscheinungen. Bei den gebildeten Römern standen sie in keinem großen Ansehen, wie man aus dem bekannten Aussprüche des älteren Cato sieht, er wundere sich, daß ein Haruspex den anderen ansehen könne, ohne zu lachen.

**Salii.** Wir kommen nun zu einigen priesterlichen Kollegien, deren Mitglieder wohl vornehme Bürger waren, aber doch nicht von den Verpflichtungen ihres Amtes so in Anspruch genommen wurden, daß sie sich nicht einer öffentlichen oder privaten Berufsthätigkeit hätten widmen können. Unter diesen nennen wir zuerst die Salier, ein aus zwölf vornehmen römischen Bürgern bestehendes Kollegium, das seine Kurie (Gesellschaftshaus) und seine Heiligtümer auf dem Palatinischen Berge hatte und im speziellen Dienste des Mars stand. In-

fonderheit lag ihnen die Obhut über die heiligen Schilde (ancilia) und die Veranstaltung eines feierlichen Umzuges mit diesen Schilden im Monat März ob. Dieses war die einzige Gelegenheit, bei der sie in die Öffentlichkeit traten und sich in ihrer Amtskleidung zeigten. Die letztere bestand aus einer bunten Tunika, welche durch einen breiten ehernen Gürtel zusammengehalten wurde. Darüber trugen sie eine mit einem Purpurstreifen verbrämte Toga und auf dem Kopfe den spitz zulaufenden Hut (apex) mit dem daran befestigten heiligen Ölzweige. Die Einfetzung der Salier schreibt die Sage dem Numa zu. Als nämlich dieser fromme König eines Morgens vor der alten Königsburg (regia) zum Jupiter für das Gedeihen des jungen römischen Staates betete, ließ der Gott zum Zeichen seiner Huld einen länglich runden **Erzschild** (ancile) vom Himmel fallen. Zugleich vernahm man eine Stimme, daß die Dauer des römischen Reiches verbürgt sei, so lange dieser Schild nicht verloren ginge. Numa ließ sodann den Schild, der als derjenige des Mars erkannt wurde, sorgsam in der Königsburg aufbewahren und zur besseren Verhütung einer Entwendung von dem Künftler Mamurius elf andere dem echten täuschend nachgemachte Schilde anfertigen. Als Wächter dieser Ancilien setzte er die Salier ein, deren Kollegium der Zahl der Schilde entsprechend aus zwölf Personen bestand, welche den angesehensten römischen Familien angehörten. Hiernach wäre die Zwölffzahl der Ancilien eine rein zufällige gewesen, in Wirklichkeit lag die Sache aber wohl anders, und die zwölf Schilde waren die Symbole der zwölf Monde, aus denen das alte Kalenderjahr sich zusammensetzte. Mit dem März, dem Monate des Frühlingsgottes Mars, begann nämlich in dem ältesten römischen Kalender das neue Jahr, so daß Mars gewissermaßen als der Anführer der zwölf Monate erschien.

Das Kollegium der Salier ergänzte sich wie die übrigen priesterlichen Kollegien selbst durch Kooptation, an der Spitze

deselben stand ein Vorsitzender (magister), der die Inauguration neu eintretender Mitglieder und im Falle eines freiwilligen Austritts die Exauguration zu beforgen hatte. Außerdem hatte daselbe einen Vortänzer (praesul) und einen Vorfänger (vates). Diesen lag es wohl ob, die altertümlichen Tänze und Gefänge, welche einen notwendigen Bestandteil der feßlichen Umzüge bildeten, einzuüben. Die Umzüge der Salier begannen am 1. März eines jeden Jahres, an welchem Tage die heiligen Schilde aus ihrem Sacrarium in der Königsburg hervorgeholt wurden. Sie nahmen eine ganze Reihe von Tagen in Anspruch, weil alle wichtigeren Heiligtümer der Stadt berührt werden mußten. Zu diesem Zwecke gab es eine Anzahl von Stationen (mansiones), wo man abends halt machte und, nachdem die heiligen Schilde dort niedergelegt waren, sich für des Tages Mühe und Arbeit durch ein reichliches Mahl erquickte. Die Salier trugen bei diesen Umzügen jeder einen Schild in der Linken, in der Rechten aber einen Stab, mit welchem sie von Zeit zu Zeit an den Schild schlugen. Ob die kunstvollen und, wie es scheint, große Stärke und Gewandtheit erfordernden Tänze von allen Saliern oder nur von der Abteilung der Juniores unter ihnen ausgeführt wurden, geht aus den Berichten der Alten nicht mit Gewißheit hervor. Die letztere Annahme hat wohl die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Der Takt für dieselben wurde durch begleitende Flötenspieler angegeben. Die dazu gesungenen Lieder waren in einer so altertümlichen Sprache abgefaßt, daß zur Zeit Ciceros die Römer sie selbst nicht mehr recht verstanden; dennoch durfte kein Jota daran geändert werden. Soviel wir davon wissen, enthielten sie Anrufungen und Lobpreisungen der alten römischen Staatsgötter und berühmten Helden der Vorzeit.

Neben den von Numa eingesetzten Palatinischen Saliern gab es noch ein zweites, angeblich von Tullus Hostilius eingesetztes Kollegium der Quirinalischen oder Collinischen Salier,

ebenfalls zwölf an der Zahl, die dem Dienste des Quirinus geweiht waren. Ihre Organisation war ganz dieselbe wie die der Palatinischen Salier, an deren Umzügen sie auch gleichmäßig teilnahmen. Auch ihr Kostüm scheint genau dasselbe gewesen zu sein. Ihre Kurie befand sich auf dem Quirinal in der Nähe des Collinischen Thores.

Außer den genannten Umzügen waren die Salier noch bei verschiedenen anderen Festlichkeiten und Opfern des Monats März beteiligt.

**Luperci.** Vielleicht noch älter als das Institut der Salier war die Priesterschaft des altitalischen Hirtengottes Lupercus oder Faunus, worunter natürlich nicht Priester im eigentlichen Wortsinne zu verstehen sind, sondern eine aus der patrizischen Jugend sich rekrutierende priesterliche Genossenschaft (sodalitas). Es gab in Rom zwei dieser Genossenschaften des Lupercus, die Luperci Fabiani und Quinctiliani, nach zwei altadeligen römischen Geschlechtern benannt, zu deren Familien die Mitglieder gehörten. Die Zahl war unbestimmt, da ja selbstredend wegen der notwendigen Zugehörigkeit zu den genannten Geschlechtern es nicht möglich war, immer an der gleichen Anzahl von Mitgliedern festzuhalten, wie dies die Salier konnten, denen alle patrizischen Familien ohne Unterschied offen standen. Nach der Rückkehr Cäsars aus Spanien im Jahre 45 kam zu diesen beiden alten Genossenschaften noch eine dritte der Luperci Julii hinzu, für welche die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie nicht erforderlich war; diese ließ bekanntlich am Luperkalienfeste des Jahres 44 Cäsar durch ihren Vorsteher Antonius die Krone anbieten.

Die Hauptobliegenheit der Luperci, bei welcher allein sie an die Öffentlichkeit traten, war die Vornahme einer feierlichen Entführung der alten Palatinischen Stadt durch Opfer und Umlauf am 15. Februar eines jeden Jahres, dem Feste der Luperkalien. Man bezweckte mit diesen altertümlichen Sühngebräuchen ursprünglich offenbar, den volkstümlichen

Hirtengott Faunus gnädig zu stimmen, daß er den Herden fröhliches Gedeihen und reichlichen Zuwachs zu teil werden lasse. Die Römer, welche in solchen Dingen außerordentlich konservativ waren, schafften aber diese Gebräuche keineswegs ab, als sie aufgehört hatten, ein Hirtenvolk zu sein. Das Fest begann mit einem Opfer, bei welchem der Flamen Dialis zugegen sein mußte, am sogenannten Luperkal, einem Haine am Fusse des Palatin, in welchem sich ein Bild des Gottes befand. Man schlachtete Böcke und Hunde. Nach dem Opfer wurden zwei Jünglinge vorgeführt und deren Stirnen mit einem in das Blut des Opfertieres getauchten Messer berührt. Hierauf wurde das Blut mit einem in Milch getauchten wollenen Lappen wieder abgewischt. Diese symbolische Handlung ist offenbar an die Stelle eines ursprünglichen Menschenopfers getreten, eine Annahme, welche noch durch den Umstand wahrscheinlicher gemacht wird, daß die Jünglinge beim Abwischen des Blutes lachen mußten. Nach dem Opfermahle schnitt man aus den Fellen der geschlachteten Böcke Schurze und Riemen; jene dienten den außerdem völlig unbekleideten Luperci als einzige Umhüllung, diese nahmen sie bei dem nun beginnenden Umlauf in die Hand und schlugen damit die Begegnenden. Man nannte dieses Schlagen „februlare“, weil es zur Entfündigung diene, und das Fest wie der Monat hatten davon den Namen. Es sollten eben alle Sünden und Befleckungen des alten Jahres abgewaschen und geführt werden, damit die Menschen das am 1. März anfangende neue Jahr in völliger Reinheit beginnen könnten. Kinderlose Frauen pflegten sich den Luperci absichtlich in den Weg zu stellen, um einen Schlag in die Hand von ihnen zu empfangen, weil sie glaubten, dadurch von dem Fluche der Unfruchtbarkeit befreit werden zu können.

Das Luperkalienfest war sehr volkstümlich und erhielt sich daher bis in die späteste Zeit des römischen Heidentums, nachdem es durch Augustus wieder erneuert worden war.

**Fratres Arvales.** Wie die Luperci nur am Luperkalienfeste im Februar, so trat eine andere priesterliche Bruderschaft, die ihre Stiftung angeblich dem Romulus verdankte, die sogenannten Fratres Arvales, nur im Monat Mai an die Öffentlichkeit, wo sie zu Ehren der Dea Dia, die wahrscheinlich mit der alten Flur- oder Ackergöttin Ops identisch ist, in deren heiligem Haine an der Via Campana ein Fest feierten. Ihr Kollegium bestand aus zwölf Personen und ergänzte sich durch Kooptation aus den angesehensten patrizischen Familien. Als Abzeichen trugen sie bei ihren Festen einen Ährenkranz mit weißer wollener Binde (infula). Von ihren altertümlichen Liedern und Gebetsformeln haben sich noch Bruchstücke erhalten. Auf gutes Essen und Trinken bei ihren Opfermahlzeiten scheinen sie, wie alle diese priesterlichen Korporationen, großen Wert gelegt zu haben.

Dergleichen Sodalitates gab es noch sehr viele, wir übergehen aber die minder wichtigen derselben, um jetzt einen Blick auf die wichtigsten religiösen Feste der Römer zu werfen, wobei wir in der Hauptsache der Ordnung des Kalenders folgen.





## VI.

### Die wichtigeren Feste der Römer.

**Feste im Januar.** Gleichwie es christliche Sitte ist, den ersten Tag des Jahres durch eine kirchliche Feier zu heiligen, so galt auch den Römern, nachdem sie seit 153 v. Chr. den Jahresanfang auf den 1. Januar verlegt hatten, dieser Tag als ein hoher Feiertag. Denn die Römer legten ein fast abergläubisches Gewicht auf einen guten Anfang aller Dinge, so dafs bei ihnen der Spruch hiefs: Anfang gut, alles gut. Der Neujahrstag war daher der Hauptfesttag des Gottes aller Anfänge, des Janus. Ihm zu opfern war an diesem Tage allgemeine Sitte, aber keine blutigen Opfer durften ihm gebracht werden, sondern eine besondere Art von Kuchen (ianual), Weihrauch und Wein. Der Tag gewann ein besonders festliches Aussehen durch den feierlichen Amtsantritt der Consuln und übrigen höheren Magistrate, welche sich in festlichem Aufzuge, begleitet von Senatoren, Rittern und sonstigen Freunden, nach dem Kapitol begaben, um dort dem Jupiter das übliche Opfer darzubringen. Alle Welt war in einer frohen und festlichen Stimmung, Freunde und Bekannte beglückwünschten einander und beschenkten sich mit Feigen, Datteln, Honigkuchen und anderen Süßigkeiten, womit sym-

bolisch angedeutet werden sollte, daß das neue Jahr den Beschenken nur Liebes und Gutes bringen möge.

Größere Feste gab es in diesem Monate weiter nicht.

**Feste im Februar.** Von der in diesen Monat fallenden Totenfeier (dies parentales) wird weiter unten noch die Rede sein, im übrigen waren das Hauptfest dieses Monats die schon oben (S. 163) besprochenen Luperkalien, das allgemeine Reinigungs- und Sühnfest der Römer; die auf den 23. Februar fallenden Terminalien (Fest des Terminus) hatten für die Stadt Rom keine Bedeutung, dagegen waren sie ein beliebtes ländliches Fest, an welchem die Grenznachbarn zusammenkamen, um nach Bekränzung und Salbung der Grenzsteine ein fröhliches Opfermahl zu genießen.

**Feste im März.** Der dem Mars geweihte Monat März war reich an Festen. Gleich der erste Tag desselben als der Tag des alten Jahresanfangs hatte ein festliches Gepräge. Das Feuer der Vesta wurde dann unter feierlichen Zeremonien neu entzündet, ihr Tempel mit frischen Lorbeerzweigen geschmückt. Ebenso bekränzte man die Thüren der Regia, der verschiedenen Kurien und der Häuser der Flamines. Die Salier holten die heiligen Schilde des Mars aus der Königsburg und begannen ihre Umzüge durch die Stadt. Ein allgemeines Volksfest fand am 15. März statt, dem Tage, an welchem in der älteren Zeit die Konfuln und verschiedene andere Magistrate ihr Amt antraten. Das Volk zog dann in Scharen hinaus zum Haine der Anna Perenna vor der Porta carmentalis, um sich dort unter Lauben und Zelten zu erlustigen und sich des wieder erwachten Frühlings zu freuen. Am fünften Tage nach den Iden des März, also am 19., der als [der Geburtstag dieser Göttin galt, begann das Fest der Minerva mit einer Feier auf dem Comitium, bei welcher die Salier durch ihre Tänze mitwirkten. Dieses Fest dauerte fünf Tage und war, da in Rom der friedliche Charakter der Göttin als der Beschützerin von Kunst und Wissenschaft über-

wog, besonders in den Kreisen der Handwerker und Künstler wie auch aller Professionisten der geistigen Arbeit, der Ärzte, Lehrer, Redner, Dichter u. s. w. beliebt und volkstümlich. Auch die Schuljugend feierte dieses Fest, an welchem alle Schulen geschlossen waren, durch fröhliche Spiele und Belustigungen aller Art.

An dieses den Charakter altrömischer Ehrbarkeit tragende Fest schloß sich in der Kaiserzeit ein ebenfalls fünftägiges Fest der Großen Mutter von Pessinus, welches ganz den wilden und orgiaistischen Charakter an sich trug, mit welchem die Feste solcher Naturgottheiten in Kleinasien und Griechenland gefeiert zu werden pflegten. Das Fest endete mit einer großen Prozession, bei welcher das Bild der Kybele mit dem heiligen Steine auf einem Wagen durch die Straßen der Stadt und dann zum Thore hinaus zum Bache Almo gefahren wurde, um dort gebadet zu werden. Auch dieser Tag (dies lavationis) gestaltete sich zu einem allgemeinen Volksfest, an welchem man sich allerlei Scherz und Mutwillen erlaubte. Der Dienst der phrygischen Göttin mit seinen auffallenden Gebräuchen war zwar schon zur Zeit des zweiten punischen Krieges auf Geheiß der Sibyllinischen Bücher in Rom eingeführt worden, aber solange Zucht und Ehrbarkeit das öffentliche Leben beherrschten, duldete die Obrigkeit nicht, daß die fanatischen Gebräuche dieses Kultus die Menge in einen wilden Taumel versetzten. Erst allmählich bürgerte sich das von der vornehmen römischen Welt begünstigte Fest ein und erreichte unter Kaiser Claudius die oben angegebene Ausdehnung. Es stand wie alle ausländischen Kulte unter Aufsicht der Quindecimviri.

**Feste im April.** Der erste Tag dieses Monats war der Venus geheiligt, der großen Frühlingsgöttin, welche dem Jahre die Fruchtbarkeit verleiht und die Flur von neuem mit Blumen schmückt. Sie wurde hauptsächlich von den verheirateten Frauen mit Opfern und Gebeten angerufen. Am

4. April begannen die sogenannten Megalesischen Spiele zu Ehren der Großen Mutter, welche teils circensische, teils szenische waren und bis zum 10. dauerten. Sie standen unter Aufsicht des Prätors und erfreuten sich um so größerer Teilnahme, als sie die ersten des neuen Jahres waren. Die reicheren römischen Familien pflegten in diesen Tagen große Gastmähler zu veranstalten und sich zum Andenken an die Überfiedelung der großen phrygischen Göttin nach Rom gegenseitig glänzend zu bewirten. An diese Spiele schlossen sich in der späteren Zeit in fast unmittelbarer Folge, nämlich vom 12. bis 19. April, die Ludi Cereales zu Ehren der Göttin Ceres, deren Kultus im vierzehnten Jahre der Republik auf den Rat der Sibyllinischen Bücher in Rom eingeführt worden war. Anfangs begnügte man sich, circensische Spiele zu Ehren dieser hauptsächlich bei den Plebejern in hohem Ansehen stehenden Göttin nur bei besonderen Veranlassungen zu geben, aber die Schaulust des Volkes wuchs von Jahr zu Jahr, und die Ädilen, denen die Sorge für diese Spiele überlassen war, mußten diesem Verlangen Rechnung tragen. So wurden denn diese Spiele bald jährlich gefeiert und schließlich auf acht Tage ausgedehnt. Der Hauptfesttag war von alters her der 19. April, an welchem man dem Volke im Zirkus ein absonderliches Vergnügen dadurch bereitete, daß man eine Anzahl Füchse, denen brennende Fackeln an die Schwänze gebunden waren, durch die Arena hetzte. Im übrigen bildeten natürlich Pferderennen wie bei allen circensischen Spielen die Hauptsache. Am 19. ließen die Ädilen auch Nüsse unter das Volk werfen, was begreiflicherweise nicht wenig zur Erregung allgemeiner Heiterkeit beitrug.

Mitten in die Cerealien hinein fiel die altertümliche Feier der Fordicidia, d. i. die Schlachtung der trächtigen Kühe, welche angeblich von Numa zur Zeit eines andauernden Mißwachses auf den Rat der Nymphe Egeria angeordnet worden war. Das Opfer galt der alten Erdgöttin Tellus und

wurde auf dem Kapitol in Gegenwart der Vestalischen Jungfrauen vom Pontifex maximus vollzogen. Für jede der dreißig Kurien wurde eine Kuh geschlachtet. Die noch ungeborenen Kälber wurden auf einem besonderen Altare zu Asche verbrannt, welche sodann von den Vestalinnen mitgenommen und mit anderen Substanzen vermischte in der sogenannten Vorratskammer (penus) der Vesta aufbewahrt wurde, um sechs Tage später an dem Feste der Palilien Verwendung zu finden. Dieses war ebenfalls uralt und stammte aus jener grauen Vorzeit, wo von der später so glänzenden Stadt Rom weiter noch nichts vorhanden war, als eine armselige Ansiedelung von Hirten auf dem Palatin. Es war eine Sühn- und Reinigungsfeier zu Ehren der Göttin Pales, von deren Gunst die alten latinischen Hirten einen reichlichen Ertrag ihrer Herden erwarteten. Man opferte dieser Göttin Hirsekuchen und Milch und zündete ein Feuer an, durch welches die Hirten zur Befreiung von ihren Sünden springen mußten. Schmaufereien und Trinkgelage im Freien machten den Beschluß dieses bei den römischen Landleuten stets sehr beliebt gebliebenen Festes. In der Stadt feierte man den Tag (21. April) zugleich als den Geburtstag Roms und veranstaltete von Staats wegen eine allgemeine Entfündigung des Volkes durch eine Räucherung, für welche das Material von den Vestalischen Jungfrauen geliefert wurde. Es war dies eine nach einem umständlichen Verfahren aus dem geronnenen Blute des Oktoberpferdes, der bei den Fordiciden gewonnenen Asche der Kälber und Bohnenstroh bereitete Mischung. Auch wurden bei dieser Gelegenheit alle Häuser und Höfe, Opferplätze und Herde in Stadt und Land mit Lorbeerreisern gereinigt und vermittelt Lorbeerwedel mit geweihtem Wasser besprengt.

Derselbe Monat April brachte der schaulustigen Menge noch ein drittes mit Zirkusspielen verbundenes Fest, die Floralien. Der Dienst der altitalischen Blütengöttin Flora war auch in Rom uralt, ihr Tempel lag auf dem Quirinalischen

Hügel und Numa hatte ihr einen Eigenpriester (flamen Floralis) verordnet. Das Fest der Floralien aber wurde erst im Jahre 238, wie es scheint infolge eines Misswachses, zugleich mit einem neuen beim Circus maximus gestifteten Tempel eingesetzt. Die Spiele sind, wie Tacitus berichtet, anfangs nicht regelmässig gefeiert worden. Ihre jährliche Wiederholung geschah erst seit dem Jahre 173 v. Chr., ihre Ausstattung war Sache der kurulischen Ädilen. Urfprünglich auf den 28. April, den Tag der Einweihung des neuen Floratempels, beschränkt, dehnte auch dieses Fest sich allmählich auf fünf Tage aus und scheint einen höchst ausgelassenen Charakter getragen zu haben. Die Ädilen ließen massenhaft Erbsen und Bohnen unter die Menge werfen; damit füllte sich jeder die Taschen und es begann nun ein lustiges Kreuzfeuer durch den ganzen Zirkus, was den damaligen Römern zur Erhöhung der allgemeinen Luft ebenso unentbehrlich gewesen zu sein scheint, wie ihren heutigen Nachkommen das Werfen mit Confetti am Karneval. Seinen Gipfel aber erreichte der Jubel der schaulustigen Menge, wenn die Tänzerinnen, nachdem sie auf der Bühne ihre Künfte produziert hatten, in den Zirkus hinabstiegen, um dort völlig entblößt Hufen und Rehe zu jagen oder wie Gladiatoren miteinander zu fechten. Auch ausserhalb des Zirkus gab man sich überall einer ausgelassenen Fröhlichkeit hin; man schmückte sich allgemein mit Rosen, die in jenem glücklicheren Klima um diese Jahreszeit schon in voller Blüte stehen, und die Frauen erschienen in bunten Kleidern, die sich sonst nach römischen Begriffen für eine ehrbare Frau nicht ziemten.

**Feste im Mai.** Der Monat Mai hat bekanntlich seinen Namen von der alten, auch unter dem Namen Bona Dea oder Fauna verehrten, das Wachstum der Pflanzen in Feld und Flur fördernden Erdgöttin Maja, welcher die Kalenden dieses Monats heilig waren. Durch grosse öffentliche Feste war dieselbe sonst nicht ausgezeichnet. Das am 9., 11. und 13. Mai gefeierte Totenfest der Lemuria gehört mehr dem

häuslichen Kultus an und wird weiter unten von demselben noch die Rede sein. Die merkwürdigste öffentliche religiöse Feier des Monats war jedenfalls das sogenannte Argeenopfer am 15. Mai. An diesem Tage nämlich zog eine Prozession unter Vorantritt der Pontifices und der Vestalischen Jungfrauen nach der sogenannten Pfahlbrücke (pons sublicius), um von derselben nach gewissen vorbereitenden Opfern vierundzwanzig aus Binsen geflochtene Menschenpuppen in den Strom zu werfen. Der Ursprung und die Bedeutung dieser Zeremonie war schon den Alten dunkel. Gewiss aber irren diejenigen nicht, welche annehmen, daß das sogenannte Argeenopfer ein Sühnopfer gewesen sei, mit welchem man den Zorn des namentlich im Frühjahr bei eintretendem Hochwasser oft sehr gefährlichen und große Zerstörungen anrichtenden Flusses habe beschwichtigen wollen. Ob man ursprünglich an Händen und Füßen gebundene Menschen in den Fluß gestürzt habe und die Binsenmänner später an deren Stelle getreten seien, mag dahin gestellt bleiben. Die Zahl 24 entsprach wohl der Zahl der ältesten Stadtquartiere und ihrer Kapellen.

**Feste im Juni.** Auch der Monat Juni war nicht reich an Festen. Die sogenannten Fischerspiele (ludi piscatorii), welche der städtische Prätor zu leiten hatte, gingen nur die Zunft der Fischer an, wenn sie auch eine Menge von Zuschauern anlocken mochten; das Fest der Vesta aber, welches auf den 9. fiel, wurde hauptsächlich nur von den römischen Frauen gefeiert, die sich an diesem Tage nach dem Tempel der Göttin begaben, um dort zu opfern. Zugleich war der Tag ein Fest der Müller und Bäcker, woraus man deutlich ersehen kann, in welcher engen Beziehung Vesta zum häuslichen Herde stand. Das kleine Fest der Minerva endlich (quinquatrus minores) am 15. betraf nur die zahlreiche Zunft der Kunstpfeifer, die an diesem Tage einen Festzug durch die Straßen der Stadt veranstalteten und dann schliesslich im kapitolinischen Jupitertempel vor der Stadt bewirtet wurden. Als der Censor

Appius Claudius im Jahre 312 v. Chr. dieses alte Herkommen abschaffen wollte, machten die Pfeifer den wahrscheinlich ersten Streik, von welchem die Geschichte weiß, sie zogen nämlich in ihrer Gefamtheit nach dem nahe gelegenen Tibur und setzten es durch, daß ihr altes Recht wieder hergestellt wurde.

**Peste im Juli.** Das Hauptereignis dieses Monats waren die großen Apollinarischen Spiele, welche auch allmählich bis zur Dauer einer vollen Woche ausgedehnt worden sind. Nachdem der Dienst Apollos zuerst zur Zeit der Decemviren in Rom Eingang gefunden hatte, wurden die Spiele während des zweiten punischen Krieges als ein in den Sprüchen des alten italischen Sehers Marcius wider die Kriegsnot empfohlenes Heilmittel eingeführt und seit dem Jahre 208 jährlich im Juli gefeiert. Sie waren von Anfang an sowohl szenische als circensische, die ersteren aber der Natur des Gottes entsprechend überwiegend, und standen unter der Aufsicht des städtischen Prätors. Für das geistige Leben der Hauptstadt wurden sie besonders dadurch bedeutungsvoll, daß die dramatischen Dichter später ihre Stücke bei Gelegenheit der Apollinarischen Spiele zum ersten Male aufführen zu lassen liebten. Seit den Zeiten Cäsars, dem zu Ehren dieser Monat bekanntlich den Namen Julius erhalten hat, gab es in Rom nicht minder glänzende Spiele während der letzten elf Tage, vom 20. — 30. Juli, von denen sieben Tage für szenische Aufführungen, die vier letzten aber für Zirkusspiele bestimmt waren. Cäsar hatte diese Spiele zum Andenken an seinen entscheidenden Sieg über seinen Gegner Pompejus eingesetzt und sich dadurch der Gunst der ewig nach Spielen hungernden Menge nicht wenig empfohlen. Die übrigen Festlichkeiten dieses Monats sind von keiner großen Bedeutung.

**Peste im August.** Im August wurde der Beginn der Weinlese, namentlich in den ländlichen Bezirken, durch das Fest der Vinalia gefeiert. Die Eröffnung der Weinberge wurde

in der römischen Feldmark in der Regel am 19. August vorgenommen, dem Festtage der Venus Murcia, unter deren Schutze von alters her in Latium der Weinbau stand. Der Flamen Dialis vollzog die Weihe der Weinlese durch einen feierlichen Akt, indem er die ersten Trauben abschnitt und der Göttin zum Opfer brachte. Zugleich schlachtete derselbe ein weisses Lamm für Jupiter. Die ganze Zeit der Weinlese war für Vornehme und Geringe in ganz Italien eine Zeit heiterer Luft und Ausgelassenheit, Senat und Gerichte pflegten deshalb im September und Oktober Ferien zu machen. Ebenso wurde die Beendigung der Weinlese um die Mitte des Oktober und das erste Anzapfen des neuen Weines im Frühjahr (23. April) durch besondere Festlichkeiten gefeiert. So grosse Feste, wie in Griechenland die Dionysien waren, kannte man in Rom nicht: die verrufenen Bacchanalien der späteren Zeit haben keine Beziehung zum Weinbau.

Ein zweites Fest des Monats August waren die Consualien (am 21.), welche aus der Zeit des Romulus durch den bei dieser Gelegenheit geübten Raub der Sabinerinnen bekannt sind. Über den Kultus des Consus sind die Nachrichten der Alten so dürftig, dass es schwer ist, sich über die Bedeutung desselben eine klare Vorstellung zu machen. Der Umstand, dass sein Altar, der sich am unterm Ende des Zirkus befand, das ganze Jahr hindurch mit Erde überdeckt und den Blicken entzogen und nur bei den dreimal im Jahre stattfindenden Opfern und Festen offen gedeckt wurde, deutet darauf hin, dass wir es mit einer unterweltlichen Gottheit zu thun haben. Das festliche Opfer am 21. August besorgte der Flamen Quirinalis unter Zuziehung der Vestalischen Jungfrauen, worauf im Zirkus ein Wettrennen sowohl mit Wagen als mit Reitpferden stattfand. Alle Arbeit ruhte an diesem Tage, die Pferde und sonstigen Zugtiere wurden mit Blumen und Kränzen geschmückt. Zwei Tage darauf, am 23. August, gab es schon wieder circensische Spiele, die dieses Mal zu Ehren des

**Vulcanus**, der dann seinen Hauptfesttag hatte, gefeiert wurden. Sie fanden im Circus Flaminius statt, in dessen unmittelbarer Nähe der Tempel des Gottes stand. Das dem Gotte dargebrachte Opfer bestand seltsamer Weise aus gewissen kleinen Fischen, die man in die Flamme des Opferherdes warf. Zu den im Zirkus an diesem Feste üblichen Spielen gehörte auch der in Griechenland bei Festen des Hephästos beliebte Fackellauf.

**Feste im September.** Ein Hauptfesttag des römischen Kalenders war zu allen Zeiten der 13. September, als der Tag, an welchem im ersten Jahre nach der Vertreibung der Könige (509 v. Chr.) der Jupitertempel auf dem Kapitol eingeweiht worden war und an welchem in den ersten Zeiten der Republik die Konsuln ihr Amt antraten. Zwar waren alle Iden dem Jupiter heilig, aber dieser Tag erhielt doch durch die erwähnten Umstände, wie auch dadurch, daß vor und nach demselben die sogenannten Römischen Spiele (ludi Romani) stattfanden, eine ganz besondere Weihe. Das am 13. dem Jupiter dargebrachte Opfer bestand in einem jungen Stiere (iuuencus) von weißer Farbe, dessen Hörner man vergoldet hatte. Hieran schloß sich ein großes Opfermahl, an welchem der ganze Senat und die sämtlichen höheren Beamten teilnahmen und bei welchem es hoch herzugehen pflegte. Für Juno wurde ein weibliches Rind hinzugefügt und sie sowohl wie Minerva, die dritte der großen kapitolinischen Gottheiten, nahmen an der feierlichen Speisung Jupiters (lectisternium) teil, indem sie dabei auf Stühlen saßen. Die mit diesem Festtage des höchsten und mächtigsten Jupiter verknüpften Spiele hatte, soweit sie circensische waren, schon Tarquinius Priscus gestiftet und für dieselben den großen Zirkus zwischen dem Aventinischen und Palatinischen Hügel einrichten lassen. Sie dauerten in der späteren Zeit fünf Tage, vom 14. — 19. September, und wurden in feierlicher Weise eröffnet durch eine große Prozession, welche sich vom Kapitol über das Forum und den Vicus Tuscus zum Zirkus

hinbewegte und dann die ganze Länge deselben um die Spina herum durchwandelte. In der Mitte dieses Festzuges bewegten sich die Prozeffionswagen (*tensae*) der kapitolinischen Gottheiten, welche mit den Attributen derselben geschmückt waren, damit sie gleichsam persönlich den Spielen beizuwohnen schienen. Vor diesen Heiligtümern fuhr der die Spiele leitende Magistrat im Triumphalkleide. Nach Ankunft des Festzuges im Zirkus begannen sogleich die Spiele, welche eine fast unzählbare Menge von Schaulustigen anzulocken pflegten und aus den bei den Römern üblichen Stücken bestanden, nämlich dem Pferde- und Wagenrennen, dem gymnastischen Wettkampf, dem trojanischen Spiel (*ludus Troiae*), der Jagd, der Schlacht (*pugna pedestris et equestris*), wozu seit Cäsar auch noch der Schiffskampf hinzukam, nachdem derselbe einen zehn Fuß breiten Wassergraben hatte anlegen lassen. Diese Spiele waren außerordentlich glänzend und erforderten einen immer größeren Aufwand, weshalb sich auch nur reiche Leute um das Ädilenamt bewerben konnten. Seit dem Jahre 390 v. Chr. traten zu den circensischen Spielen szenische hinzu, anfangs in etruskischer, aber später in griechischer Weise veranstaltet und gleich jenen unter Leitung der kurulischen Ädilen stehend. Man verlegte sie auf die Tage vor den Idus und gab ihnen allmählich eine Ausdehnung von neun Tagen (vom 4. bis 12. September). Auf diese Weise war eine ganze Hälfte des Monats mit Festlichkeiten ausgefüllt.

**Feste im Oktober.** Der wichtigste Festtag waren auch in diesem Monat wiederum die Iden, an denen zu Ehren des Mars im Marsfelde ein Rennen stattfand. Das Handpferd des siegreichen Gefpannes wurde dann dem Gotte geopfert, und weil man dem Haupte deselben eine segensreiche magische Wirkung zuschrieb, so kämpften die Bewohner der beiden ältesten Stadtquartiere, der Subura und der Via sacra, um daselbe. Wenn die ersteren den Sieg errangen, so trugen sie das Rosshaupt im Triumphe davon und nagelten es an

den Mamilischen Turm, wenn die letzteren, so nagelten sie es mit ebenso großer Freude an die Mauer der Königsburg. Der Schwanz des geschlachteten Pferdes aber wurde abgechnitten und schleunigst in die Regia getragen, wo man das Blut auf den Altar der Vesta tröpfeln ließ, damit die Vestalinnen, nachdem es geronnen, unter Hinzufügung anderer Bestandteile daraus das für das Sühnopfer an den Palilien nötige Räucherwerk bereiteten.

In der Kaiserzeit brachte der Oktober den Römern wieder achttägige Spiele zu Ehren des vergötterten Augustus, die Ludi Augustales, nämlich vom 5.—12. Oktober; sie bestanden aus szenischen und circensischen Aufführungen.

In die letzten Tage des Oktober und den Anfang des November fiel auch das Hauptfest der Isis und des Osiris-Serapis, nachdem dieser ägyptische Kultus sich während des letzten Jahrhunderts der Republik trotz mancher Verfolgungen in Rom festgesetzt hatte.

**Feste im November.** Dieser Monat brachte dem römischen Volke die vermutlich nach der ersten Auswanderung der Plebejer auf den heiligen Berg eingetragten Ludi plebei, welche ursprünglich nur für die Plebs bestimmt von den plebejischen Ädilen vorbereitet und geleitet wurden. Auch sie erlangten mit der Zeit eine immer größere Ausdehnung, nämlich vom 4.—17. November. In die Mitte derselben, auf die Iden (13. November), fiel eine große Opfermahlzeit des Jupiter, genau wie bei den ursprünglich nur für die Patrizier bestimmten Ludi Romani. Auch war die Ordnung der Spiele dieselbe, so daß die szenischen Spiele dem Opfermahle vorausgingen, die circensischen nachfolgten. Die letzteren wurden aber nicht im Circus maximus, sondern im Circus Flaminius abgehalten, der im Jahre 221 v. Chr. von dem Cenfor C. Flaminius erbaut worden war. Wo sie vor Erbauung dieses Zirkus abgehalten worden sind, ist unbekannt.

**Feste im Dezember.** Spiele gab es in diesem Wintermonat  
Seemann, Gottesdienstliche Gebräuche etc.

nicht mehr, weil die Ungunst der Witterung und die Kürze der Tage dem entgegenstanden, wohl aber brachte derselbe das große und bei den Römern sehr volkstümliche Fest der Saturnalien, welches nicht bloß in der Hauptstadt, sondern überall, soweit die lateinische Zunge reichte, mit großer Ausgelassenheit gefeiert wurde. War doch Saturnus den lateinischen Stämmen jener segensreiche Gott, dem sie alle diejenigen Wohlthaten zuschrieben, welche die Griechen ihrer Demeter zu verdanken glaubten, Einführung des Ackerbaues und mit demselben mildere Sitten, friedlichere Beschäftigungen der Menschen, Begründung einer festen und gesetzlichen staatlichen Ordnung. Grund genug, um diesem freundlichen und gütigen Gotte, der in jenem goldenen Zeitalter selbst als König über Italien geherrscht haben sollte, ein Dankfest zu feiern. Über den Ursprung der Saturnalien ist nichts bekannt, sie waren ohne Zweifel uralte. Die gesetzliche Dauer des Festes erstreckte sich zwar nur über drei Tage, vom 17.—19. Dezember, doch pflegte man wenigstens in Rom eine ganze Woche, also bis zum 23. zu feiern. Die sieben Tage des Festes waren gleichsam eine Wiederherstellung des goldenen Zeitalters, wo es noch keine Herren und Sklaven, keinen Unterschied der Stände, keinen Zwang und keine Arbeit gegeben hatte. Geschäfte wurden daher nicht gemacht, alle Kaufläden waren geschlossen, Gerichte und Schulen feierten. Alles gab sich einer unbegrenzten Fröhlichkeit hin, man schmauste, trank, spielte den ganzen Tag und erlaubte sich manche Neckerei und Mutwillen. Man beschenkte sich gegenseitig mit allerlei Kleinigkeiten und machte die Tage der Herrschaft des gütigen Saturnus insbesondere auch zu Freudentagen für die Kinder und für die zahlreiche Klasse der Sklaven. Den ersteren schenkte man Figuren von Thon und Leckereien, die letzteren liefs man schmausen und singen und befreite sie von allen nicht absolut notwendigen Dienstleistungen. Reiche Römer pflegten an diesen Tagen offene Tafel zu halten und sich

in glänzender Bewirtung ihrer Gäste zu überbieten. Dafs mit diesem Feste ein glänzendes Opfer für Saturnus und eine grofse Opfermahlzeit verbunden war, versteht sich nach allem über die römischen Götterfeste Gefagten von selbst. Dieses Opfer mit einem Lectisternium für Saturnus und seine Gemahlin Ops fand am ersten Tage des Festes, dem 17. Dezember, statt. Als Besonderheit ist zu erwähnen, dafs man dem sonstigen Brauche entgegen dem Saturnus an diesem Feste unverhüllten Hauptes opferte. Seit wann diese ohne Zweifel auf den Rat der Sibyllinischen Bücher beliebte Neuerung eingeführt worden ist, wird nicht überliefert. Der Tempel des Saturnus, von welchem noch heute einige Säulen übrig sind, stand am Fusse des kapitolinischen Hügels, am Aufgange zum Kapitol vom Forum her.

Von sonstigen Festen des Dezember ist nicht viel zu sagen. Die Faunalia, das Fest des Faunus, wurden nur auf dem Lande gefeiert (an den Nonen) und das Fest der Bona Dea beschränkte sich auf eine geheime nächtliche Feier (in der Nacht vom 3. zum 4. Dezember) im Hause des höchsten Staatsbeamten, zu welcher ausser den Vestalinnen nur verheiratete Frauen zugelassen wurden.

Aufser den regelmäfsig in den angegebenen Zeiträumen wiederkehrenden Opfern, Festen und Spielen war es bei den Römern nichts Seltenes, dafs entweder infolge eines Gelübdes oder aus sonstigen wichtigen Anlässen ausserordentliche Opfer und Feste durch die römischen Magistrate, natürlich stets unter Zuziehung und Gutheifung der Pontifices, veranstaltet wurden. Im Jahre 355 v. Chr. feierte man zum erstenmale das Säkularfest des vierhundertjährigen Bestehens der Stadt durch ausserordentlich glänzende Spiele (ludi saeculares), die auch mit einem feierlichen Aufzuge durch die Strassen Roms eröffnet wurden.



## VII.

### Kultus kleinerer Verbände und häuslicher Kultus.

---

Die Römer waren wie auch die Griechen für die Befriedigung ihres persönlichen religiösen Bedürfnisses meist auf den häuslichen Kultus angewiesen, weshalb denn der letztere auch in dem Leben dieser Völker eine weit bedeutendere Rolle spielt, als bei den christlichen und muhammedanischen Völkern, deren Religion die Abhaltung gemeinsamer Gottesdienste und Andachten begünstigt. Zu einem solchen Zwecke gingen aber Griechen oder Römer niemals in ihre Tempel, sondern wenn sie im Auftrage des Staates oder durch staatliche Beamte an den in den Tempeln vollzogenen Kulthandlungen sich beteiligten, so thaten sie dies nur als durchaus passive Zuschauer. Es konnte zwar in vielen, nicht in allen Tempeln auch der Privatmann für sich ein Opfer bringen, wenn er anders infolge eines Gelübdes oder sonstigen Anlasses sich dazu gedrungen fühlte, aber er hatte sich dann der für einen jeden solcher Tempel festgesetzten Ordnung zu unterwerfen, d. h. eine gewisse Taxe in Geld zu zahlen und auch sonst den Weisungen der fungierenden Priester

nachzukommen. In einer günstigeren Lage waren nur die Mitglieder der Kurien und ganz besonders diejenigen Personen, welche den oben erwähnten geistlichen Korporationen angehörten. Sie hatten ihre regelmässigen Opfer und Feste, bei denen freilich wohl mehr geschmauft und gezecht, als gebetet wurde. Ebenso waren die in Rom angesiedelten Fremden, die gegen Ende der Republik immer zahlreicher wurden, für ihre besonderen Kulte mehr auf religiöse Zusammenkünfte angewiesen.

Was nun speziell die Kurien betrifft, die bekanntlich ursprünglich nur die patrizischen Geschlechter der Ramnes, Tities und Luceres umfassten, so hatte eine jede derselben ihr besonderes Versammlungslokal mit einem Opferherde, auf welchem in ähnlicher Weise, wie dies auf dem Staatsherde im Vestatempel geschah, ein immerwährendes Feuer unterhalten wurde, und einem Speisesaale, in welchem die Kurialen ihre gemeinschaftlichen Opfermahlzeiten einnahmen. Die für jede Kurie vorgeschriebenen Opfer vollzog der Curio unter Beihilfe seiner Familienangehörigen und eines Flamen Curialis. Die schützenden Gottheiten der Kurien waren ausser ihren Penaten Jupiter und Juno. Von besonderen Festen, welche die Kurien jährlich feierten, sind zu nennen die Fornacalia, welche im Februar durch den Curio maximus angesetzt wurden und ihren Namen davon hatten, dass die Kurialen dann nach einer uralten Sitte geröstete Spelzkörner assen. Über die Entstehung des Festes sind wir nicht sicher unterrichtet; vielleicht wurde durch dasselbe der Tag gefeiert, an welchem man zum erstenmale von dem Korn der letztjährigen Ernte Brot backte; es wurde kurienweise mit grossen Opfergeschmäufen begangen. Ein zweites Fest der Kurien waren die am 15. April gefeierten Fordicidia, wovon schon oben (S. 169) die Rede war.

Wie die Geschlechterverbände, so hatten auch die Gauverbände (pagi) in Rom wie in ganz Italien ihre besonderen Opfer (sacra paganorum) und Schutzgötter. Von ihren Festen

find zu erwähnen die *Feriae sementivae*, nach Beendigung der neuen Ausfaat, gewöhnlich im Januar gefeiert. Sie galten der alten Erdgöttin Tellus, später auch der mit dieser vielfach

identifizierten Ceres und bezweckten natürlich, die Fruchtbarkeit der Äcker für das neu begonnene Jahr zu erfliehen. Ein Sommerfaatfest der Gauverbände waren die *Ambarvalia* am 29. Mai, welche ihren Namen davon hatten, daß man an diesem Tage einen Umzug um die Grenzen des Gaues hielt, verbunden mit dem Opfer eines Schweines, eines Schafbockes und eines Rindes (*suovetaurilia*), einem sogenannten Reinigungs- oder Sühnopfer zu Ehren des Vaters Mars. Fig. 24 zeigt ein solches *Suovetaurilien-Opfer*

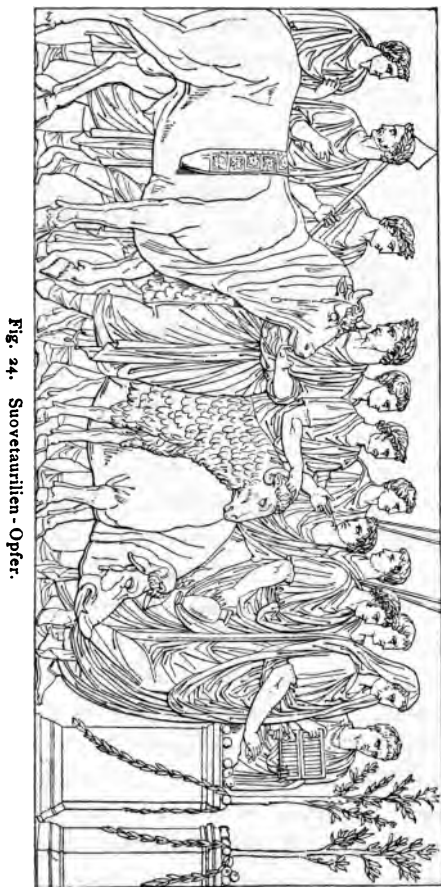


Fig. 24. Suovetaurilien-Opfer.

Louvre zu Paris. Auch die oben (S. 167) erwähnten *Terminalia* zur Einfegung der Grenzsteine waren wohl nur Gaufeste.

Die Gae zerfielen nach einer angeblich von Servius Tullius herrührenden Einteilung wieder in *vici*, in Rom

Straßenquartiere, auf dem Lande kleinere ländliche Bezirke. Sie verehrten gemeinschaftlich ihre Lares compitales, d. h. die guten Schutzgeister des vicus, von compitum, welches Wort eigentlich den Punkt bezeichnet, wo mehrere Wege sich schneiden. An solchen Punkten pflegte man Kapellen jener Laren zu errichten, bei denen jährlich, nicht an einem feststehenden Tage, sondern nach Festsetzung des Pontifex maximus, die sogenannten Compitalia von den Bewohnern eines jeden Quartiers gefeiert wurden. Man opferte den Laren auf besonderen Altären Kuchen und jedes Haus mußte dazu beisteuern. Die nebenstehende Abbildung (Fig. 25) zeigt einen in Pompeji aufgefundenen Altar der Lares compitales.



Fig. 25. Altar der Lares compitales.

Der häusliche Kultus der Römer beschränkte sich zumeist auf die Verehrung der Penaten und Laren. Die ersteren haben ihren Namen von der täglichen Nahrung (penus), woraus sich ergibt, daß man sich freundliche Hausgeister unter ihnen zu denken hat, welche den Bestand des Hauswesens verbürgten und vor allen Dingen dafür sorgten, daß kein Mangel des täglichen Brotes eintrat. Namen hatten sie nicht, wie ja auch der deutsche Volksglaube solche gute im Innern des Hauses geschäftig waltende Hausgeister kannte (Heinzelmännchen), ohne je das Bedürfnis besonderer Namen für dieselben zu fühlen. Auch die Zahl derselben ist eine unbestimmte, wenngleich man sie sich ge-

wöhnlich als Paar vorstellte. Die Stätte ihrer Verehrung war der Herd, als der geheiligte Mittelpunkt des Hauses, wo zu Ehren der Vesta Tag und Nacht das Feuer brannte, wo die Familie ihre Mahlzeiten einnahm und der Hausvater die täglichen wie außerordentlichen Opfer und Gebete darbrachte. Er befand sich in dem einzigen größeren Räume, welchen das römische Wohnhaus enthielt, dem Atrium. Wie die Penaten, so war der Herd auch die Stätte der Verehrung für die *Laren*. Sie waren ebenfalls, wie schon angedeutet wurde, schützende Dämonen, nicht bloß der Familie, sondern auch aller aus der Familie hervorgegangenen engeren und weiteren Verbände. Wie die Penaten dafür sorgten, daß die Familie vor Mangel geschützt blieb, so die Laren oder richtiger der Lar familiaris, denn gewöhnlich verehrte jedes Haus nur einen Laren, für die Erhaltung und das Bestehen der Familie. Der Lar familiaris ist der schützende Hausgeist schlechthin, der die Familie beschirmt und behütet und vor allen Dingen auch dafür sorgt, daß der Kindersegen nicht ausbleibt. Der Glaube an solche Schutzgeister war gewiß uralt und ist auch mit dem Heidentum nicht ganz untergegangen, insofern er in den sogenannten Schutzengeln seine natürliche Fortsetzung gefunden hat. Vielfach war auch die Vorstellung verbreitet, daß der Lar familiaris der verklarte Geist des Ahnherrn des Hauses sei, der nun schützend die Seinigen umschwebe und für ihre Wohlfahrt und ihr Gedeihen besorgt sei. Es ist daher begreiflich, daß man sich in allen Dingen, welche die Familie in Freud oder in Leid bewegten, mit Dank und Bitte an diese schützenden Genien des Hauses wandte. Die Bilder sowohl der Penaten wie der Laren pflegten von alter Zeit her, in Holz geschnitten oder aus Thon, bei Wohlhabenderen auch aus Metall verfertigt, auf einem Sims über dem Herde zu stehen. Ihr täglicher Dienst bestand darin, daß man sie an jeder Mahlzeit beteiligte, indem man ihnen auf besonderen Speisefchüßelchen (*patellae*), die in jedem nicht ganz armen

Haufe von Silber fein mußten, ihren Anteil hinstellte. Bei allen Familienfesten schmückte man die Bilder der Laren und Penaten mit Kränzen und brachte ihnen besondere Opfergaben dar. Wenn z. B. der junge Haussohn die männliche Toga erhielt, was immer ein großes Fest war, so weihte er seine Bulla\*) unter Gebeten und Opfern dem Lar familiaris. Oder wenn der Hausvater auf Reisen ging oder gar in den Krieg zog, so wurden den Penaten und Laren des Hauses Opfer gebracht und für seine glückliche Wiederkehr zu ihnen gebetet; kurz es gab im Leben der Familie nichts Fröhliches und nichts Trauriges, was nicht Veranlassung gegeben hätte, sich den schützenden Dämonen des Hauses mit frommen Gaben und Gebeten zu nahen. Wie diese Gebete, welche schwerlich improvisierte Herzensergießungen waren, sondern in überlieferten Formeln bestanden, Sache des Hausvaters waren, so hatte die Hausfrau dafür zu sorgen, daß der Herd und die Bilder der Penaten und Laren rein gehalten wurden. Auch hatte sie an den Kalenden, Nonen und Iden eines jeden Monats einen Kranz auf den Herd zu legen und dem Lar familiaris nach bestem Vermögen eine Spende darzubringen.

Die Bilder der Penaten und Laren hatten, wie schon erwähnt, ihre gewöhnliche Stelle auf einem Sims über dem häuslichen Herde. In vornehmen Häusern richtete man aber später auch wohl eigene Lararien, d. h. verschließbare Schränke zur Aufstellung der aus kostbaren Metallen angefertigten Bilder der Hausgötter ein, oder man hatte gar eigene Betkapellen, in denen neben den Laren und Penaten die Genien von Verstorbenen und Lebenden mit verehrt wurden. Den Altar einer solchen bei den Ausgrabungen in Pompeji zum Vorschein gekommenen Hauskapelle zeigt die Abbildung Fig. 26.

Wie groß auch immer die Bedeutung der Laren und

---

\*) Ein medaillonartiger Schmuck aus Gold oder Silber mit Schutzmitteln gegen bösen Zauber, der den Kindern um den Hals gehängt wurde. Kinder ärmerer Leute, die eine silberne oder goldene Bulla nicht erschwingen konnten, trugen eine solche von Leder.

Penaten für den häuslichen Kultus war, so schloß dies selbstverständlich die Verehrung auch anderer Gottheiten nicht



Fig. 26. Pompejanische Hauskapelle.

aus. Für gewisse häusliche Vorkommnisse pflegte man außer den Laren und Penaten eben diejenigen Gottheiten anzu-rufen, die in Beziehung zu denselben standen. Eine ausführlichere Be-sprechung verdient unter den häuslichen Festen der Römer wohl die Hochzeit.

Es gab zwei Arten, eine gültige Ehe (iustum matri-monium) abzu-schließen, die man als kirch-liche und zivile bezeichnen

könnte. Die erstere derselben, welche nur in patrizischen Familien üblich war, hieß Confarreatio von dem aus Spelt-mehl bereiteten Opferkuchen, und konnte nur vor dem

Pontifex maximus unter Affistenz des Flamen Dialis geschlossen werden. Der letztere schlachtete dem Jupiter einen Schafbock, auf dessen Fell die Brautleute zu treten hatten, wenn die eheliche Verbindung unter Beobachtung umständlicher Zeremonien und in Gegenwart von zehn Zeugen von dem Pontifex maximus eingefegnet wurde. Eine solche Ehe galt für besonders heilig und konnte nur unter erschwerenden Umständen und unter Zuziehung des Pontifex maximus wieder gelöst werden. Bis in das dritte Jahrhundert v. Chr. soll daher auch die Auflösung einer solchen Ehe nicht vorgekommen sein. Die rechtliche Folge der konfarrierten Ehe war der Übergang der jungen Frau in die Verwandtschaft des Mannes und ihre Loslösung von allen bisherigen verwandtschaftlichen Verhältnissen, namentlich also auch von der väterlichen Gewalt, was sonst im allgemeinen nicht der Fall war. Unbedingte Voraussetzung war die Einwilligung der beiderseitigen Eltern.

Die zweite Art der Ehechließung, welche ihrer größeren Einfachheit wegen allmählich jene ältere Form verdrängte, war die zivile (*connubium*), zu welcher es keines Priesters, ja nicht einmal einer Erklärung vor einem weltlichen Beamten des Staates bedurfte; es genügte, daß in Gegenwart von zehn Zeugen ein Ehekontrakt vorgelesen und unterschrieben wurde. Auch bei dieser einfacheren Form der Ehechließung war die Zustimmung der beiderseitigen Eltern unbedingt erforderlich, ferner konnte eine solche nur zwischen einem Römer und einer Römerin abgeschlossen werden, so daß die Verbindung eines Römers mit einer Ausländerin im Sinne des römischen Rechts gar keine Ehe war. Die religiösen Zeremonien bei dieser Form der Ehechließung waren ziemlich einfach. Durch einen Verwandten oder Freund liefs man am Morgen des Hochzeitstages Aufpizien anstellen, um sich der Zustimmung der Götter zu dem Vorhaben zu vergewissern. Natürlich wurde dies bald eine bloße Formalität. Im Hause des Vaters der Braut fand die Unterzeichnung des Ehekontraktes statt,

worauf sich Braut und Bräutigam in Gegenwart der beiderseitigen Eltern und der sonstigen Zeugen die Hände reichten und die Glückwünsche derselben entgegennahmen. Das Opfer für die eheschützenden Gottheiten, unter denen Jupiter und Juno die erste Stelle einnahmen, vollzog der Hausvater entweder im eigenen Hause oder in einem nahegelegenen Tempel selbst. Bei dem Hochzeitsmahle, welches immer den Beschluß der Festlichkeiten machte, pflegte von den wohlhabenderen Familien ein großer Luxus entfaltet zu werden. Die junge Frau erschien dann zum erstenmale in der altertümlichen Tracht der Matronen, einer von einem wollenen Gürtel zusammengehaltenen Tunika; das Haupt schmückte ein langer Schleier von feuerroter oder dunkelgelber Farbe (*flammeum*), der an einer turmartigen Frisur befestigt war. Der festlichste und fröhlichste Akt der römischen Hochzeit war nach Beendigung des Mahles die Heimführung der Braut in ihre neue Wohnung, wobei ihr die sämtlichen Hochzeitsgäste das Geleit zu geben pflegten. Unter Flötenmusik setzte sich der Zug in Bewegung, die Braut geführt von zwei Knaben aus befreundeten Familien, deren beide Eltern noch am Leben waren; ein dritter leuchtete voran mit der nie fehlenden Hochzeitsfackel, welche nicht von gewöhnlichem Kienholz, sondern von dem Holze des der Ceres geweihten Weiszdorns gemacht sein mußte. Ein Becken mit reinem Wasser, ein Kuchen und eine Spindel wurden der Braut voraufgetragen. Der Bräutigam nahm an dem Zuge nicht teil, er war vorausgeeilt, um die junge Frau an der Schwelle seines Hauses zu empfangen. Als eine Eigentümlichkeit der römischen Hochzeit verdient erwähnt zu werden, daß die den Hochzeitszug bildenden Verwandten und Freunde wiederholt den Ruf „*talasse*“ oder „*talassio*“ ausstießen, den schon die Alten nicht mehr zu erklären wußten, und scherzhafte Lieder in der Manier der sogenannten *versus fescennini* anstimmten. An der Thür ihrer neuen Wohnung angelangt, salbte die

junge Frau die Pfoften mit Öl oder Fett, am liebsten mit Wolfsfett, und umwand sie mit wollenen Binden. Darauf wurde sie, weil jedes Anstoßen oder Stolpern auf der Schwelle als ein sehr böses Vorzeichen betrachtet worden sein würde, vorsichtig über die letztere hinweggehoben und getragen. Im Atrium kam ihr der junge Gatte mit Feuer und Wasser vom Herde seines Hauses entgegen, besprengte sie mit dem Wasser und nahm sie dadurch in den Schutz seiner Penaten auf. Hierbei sprach die Frau die herkömmliche Formel: „Si tu Gaius, ego Gaia“, d. h.: „Wenn du der Herr bist, bin ich die Frau.“ Am andern Tage brachte die junge Frau den Göttern des Hauses das erste Opfer dar und empfing ihre Verwandten und Freunde, welche ihr dann die üblichen Hochzeitsgeschenke überreichten.





## VIII.

### Begräbnis und Totenkultus.

---

Von der Pflicht, ihre Toten in würdiger Weise zu bestatten, waren die Römer ebenso stark durchdrungen, wie die Griechen. Alle hierauf bezüglichen Zeremonien standen unter der Aufsicht der Pontifices und beruhten auf deren Anordnungen. Nach dem römischen Volksglauben konnten eben nur die Seelen derjenigen Toten, die unter Vollziehung der vorgeschriebenen Zeremonien und Opfer zur letzten Ruhe gebettet worden waren, in das unterweltliche Totenreich Aufnahme finden und verklärte Geister (*dii manes*) werden. Aus diesem Grunde beeilte sich auch jeder, der einen unbestatteten Leichnam fand, drei Hände voll Erde darauf zu werfen, um so wenigstens symbolisch die Bestattung an ihm zu vollziehen.

War ein Todesfall eingetreten, so war es Pflicht der nächsten Angehörigen, dem Verstorbenen die Augen zuzudrücken und so bald als möglich die Eintragung des Namens in das Sterberegister zu bewirken. In Rom geschah dies bei dem Tempel der Venus Libitina, wo auch die für das Leichenbegängnis nötigen Personen und Geräte bestellt wurden. Vor allem war ein sogenannter *Pollinctor* nötig, um die Leiche zu waschen und mit wohlriechenden Spezereien und Ölen zu

salben. Es geschah dies, um eine allzu rasche Verwesung zu verhindern. Sodann waren Klageweiber nötig, um sowohl im Hause die Totenklage anzustimmen, als auch beim Leichenzuge Klagelieder zu Ehren des Verstorbenen zu singen. Wer es eben zu bezahlen vermochte, bestellte sich auch Musikanten (*siticipes*), doch gestattete das Zwölftafelgesetz deren nicht mehr als zehn. Endlich bedurfte man Totengräber oder, wenn das Verbrennen (*crematio*) vorgezogen wurde, Personen, welche für Errichtung des Scheiterhaufens sorgten und nachher die Überreste sammelten und reinigten.

Was nun zuerst die Art der Totenbestattung betrifft, so finden wir auch bei den Römern das Begraben und Verbrennen der Leichen nebeneinander üblich. Die erstere Bestattungsart war jedenfalls die minder kostspielige und wurde daher von den ärmeren Klassen vorgezogen. Doch finden wir, daß auch sehr vornehme Familien, wie z. B. die Cornelier, das Begraben ihrer Toten dem Verbrennen vorzogen. Für die unbemittelten Bürger gab es in Rom einen öffentlichen Begräbnisplatz vor dem Esquilinischen Thore, die wohlhabenderen Familien dagegen hatten ihre erblichen Grabstätten zu beiden Seiten der großen öffentlichen Heerstraßen oder auf ihren Landgütern außerhalb der Stadt. Sehr beliebt war zu diesem Zwecke die nach dem Süden führende Via Appia, die auf eine weite Entfernung hinaus zu beiden Seiten mit zum Teil großartigen Grabdenkmälern eingefast war. Einzelne Überreste derselben sind noch heute zu sehen, wie das nachfolgend (Fig. 27) abgebildete Grabmal der Cäcilia Metella, der Gattin des durch seinen Reichtum bekannten Triumvirs L. Crassus. Innerhalb der Stadt Tote zu begraben oder zu verbrennen verbot das Zwölftafelgesetz.

Als Zeit der Leichenbestattung wählten die Römer mit Vorliebe die Nacht, weshalb auch zu einem Leichenkondukt Fackelträger gehörten. Die reicheren Familien machten sich freilich bald von dieser Sitte los, weil das mit der Zeit immer

größer werdende Schaugepränge, welches sie bei diesen Gelegenheiten zu entfalten liebten, in der Nacht keinen Zweck gehabt haben würde. Sie zogen also die Vormittagsstunden vor, in denen sie auf eine möglichst zahlreiche Zuschauerschaft rechnen durften. Bemerkenswert ist, daß auch in diesem Falle, wo das Begräbnis am hellen Tage stattfand, Fackel-

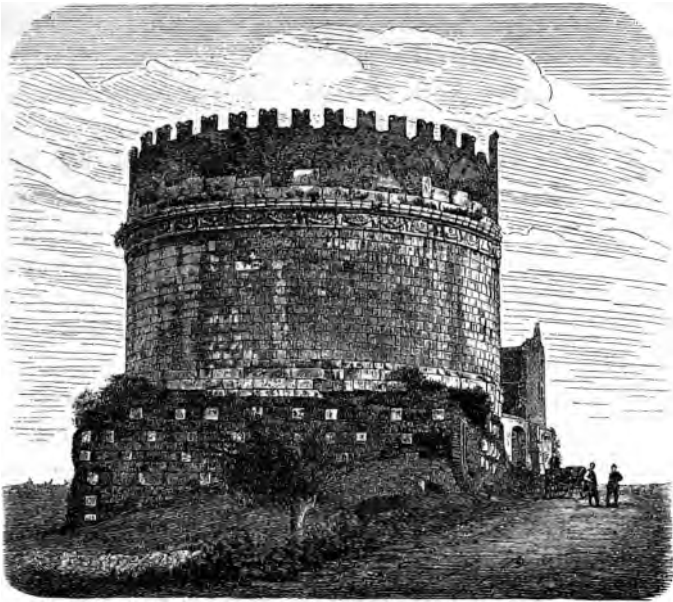


Fig. 27. Grabmal der Cäcilia Metella.

träger die Leiche begleiteten, wie man dies noch heute in italienischen Städten sehen kann.

Mit dem Bestatten der Leiche wartete man in der Regel bis zum dritten, Wohlhabendere aber auch wohl bis zum achten Tage nach dem Tode. Während dieser Zeit blieb die gefaltete und mit weißen Binden umwickelte Leiche im Vorhause auf der Totenbahre (*lectus funebris*), mit den Füßen nach dem Eingange hingewendet und auf Ölzweige gebettet,

feierlich ausgestellt. Das Haus selbst galt so lange für unrein, deshalb mußte vor der Hausthür eine Tafel angebracht oder durch Cypressenbäume kund gemacht werden, daß im Hause eine Leiche sei, damit daselbe nicht von solchen Personen betreten würde, denen es verboten war, das Antlitz eines Toten zu sehen, wie z. B. dem Flamen Dialis. Die Gesichtszüge der Verstorbenen durch Wachsabdrücke (*cerae*) zu verewigen, war eine ziemlich allgemein verbreitete Sitte. In den besseren Häusern schmückten die Bilder der Ahnen mit Inschriften versehen die Wände des Atriums entweder als einfache Masken oder auch als Büsten von Thon, Marmor oder Bronze. Auch spielten diese Wachsmasken eine wichtige Rolle bei dem Begräbnisse vornehmer Männer. Die Römer hatten nämlich die eigentümliche Sitte, für dergleichen Leichenbegängnisse Personen zu mieten, welche diese Masken vor das Gesicht binden und auf Wagen sitzend die Ahnen des Verstorbenen darstellen mußten, so daß es den Anschein hatte, als würde er von ihnen zur letzten Ruhestätte abgeholt. Die Zahl dieser Ahnen war bei berühmten Geschlechtern mitunter sehr ansehnlich. So wird berichtet, daß in dem Leichenzuge des Diktators Sulla nicht weniger als 210 solcher Wagen mit Ahnenbildern vorhanden gewesen seien. Die Leiche selbst pflegte, reich geschmückt mit Kränzen und heiligen Binden, auf dem offenen Paradebett liegend von den nächsten Anverwandten oder auch von testamentarisch freigelassenen Sklaven getragen zu werden. Hinter derselben folgten die übrigen Verwandten, Freunde und Freigelassenen, und zwar nicht bloß die Männer, sondern auch die Frauen, letztere mit aufgelöstem Haar. War der oder die Verstorbene eine Person von einigem Ansehen gewesen, so war es üblich, ihr eine Leichenrede (*laudatio funebris*) zu halten. Zu diesem Zwecke bewegte sich der Zug zuerst nach dem Forum, wo die Leiche vor der Rednerbühne niedergefetzt wurde. Der Redner war natürlich immer ein naher Anverwandter oder Freund des Verstorbenen. An

der Begräbnisstätte angelangt, wurde der Leichnam, je nachdem in der Familie das Begraben oder Verbrennen herkömmlich war, entweder in einen steinernen Sarg (Sarkophag) gebettet und in die ausgemauerte Grabkammer zu den übrigen Särgen gestellt oder auf den schon fertig dastehenden Scheiterhaufen gelegt, um im Beisein des ganzen Leichengefolges verbrannt zu werden. Im letzteren Falle konnte die Beisetzung der sterblichen Überreste nicht an demselben Tage erfolgen. Dieselben mußten vielmehr, nachdem man das Feuer gelöscht und sie aufgefammelt hatte, mehrere Tage an der Luft trocknen, ehe sie, mit wohlriechenden Spezereien vermischt, in den Aschenkrug gelegt und in die Grabkammer gebracht werden konnten.

Ehe man den Begräbnisplatz verließ, wurde ein Opfer von Widdern dargebracht, welches den Zweck hatte, den Geist des Verstorbenen zu beruhigen und den Ort der Bestattung zu heiligen. Außerdem reinigten sich alle Teilnehmer durch Wasser und Feuer sowie durch eine Räucherung mit Lorbeer, dem bekanntlich der Volksglaube eine besonders reinigende Kraft zuschrieb. Am neunten Tage nach der Bestattung wurde das Opfer wiederholt und war mit einem Leichenschmaufe verbunden, an welchem alle Familienmitglieder teilnahmen. Am Grabe selbst wurde ein Anteil an diesem Opfer, bestehend aus Wasser, Milch, Honig, Salz, Öl und Blut der Opfertiere, niedergelegt. Reiche Familien ehrten diesen Tag durch Verteilung von Fleisch oder Geld unter die Armen sowie dadurch, daß sie nach der Sitte des heroischen Altertums Spiele veranstalteten (*ludi novendiales*). Bei diesen Leichenspielen wurde es allmählich Sitte, Fechter gegen einander auf Tod und Leben kämpfen zu lassen, wozu die erste Anregung im Jahre 264 beim Begräbnisse des D. Junius Brutus gegeben worden war. Damals nahm man Kriegsgefangene zu diesem unmenschlichen Schauspiel, mit der Zeit aber wurde das Institut der Gladiatoren ausgebildet, um die

wachsende Schaulust des römischen Volkes zu befriedigen. Die Spekulation bemächtigte sich dieser Angelegenheit durch die Errichtung von Fechter Schulen, in denen aufgekaufte Sklaven für jene blutigen Spiele gedrillt und dann von den Unternehmern an Privatpersonen, welche ein sogenanntes *Munus gladiatorium* zu geben wünschten, oder auch an Magistratspersonen, welche öffentliche Spiele veranstalteten, für schweres Geld vermietet wurden. Zu ihrer Blüte gelangte die abscheuliche Unsitte der Fechterspiele bekanntlich erst in der Kaiserzeit.

Mit den am neunten Tage nach der Bestattung vollzogenen Gebräuchen hatten die Leichenfeierlichkeiten ihr Ende erreicht. Eine Wiederholung des Totenopfers am Grabe fand in der Regel nur jährlich einmal bei Wiederkehr des Sterbetages statt; außer dieser privaten Feier gab es aber noch ein öffentliches und allgemeines Totenfest, welches in die Woche vor dem 21. Februar fiel. Man nannte diese Tage *Dies parentales*, weil es die Pflicht der Kinder und sonstigen näheren Verwandten war, die Manen ihrer verstorbenen Eltern, Brüder u. s. w. durch Opfer und Gebete zu verföhnen und ihre Gräber zu schmücken. Man glaubte, daß die Seelen der Verstorbenen in diesen Tagen an die Oberwelt heraufkämen, um die Opferpenden in Empfang zu nehmen. Die Zeit galt für ungeeignet zum Heiraten, wie auch zum Darbringen von Opfern für die himmlischen Götter, deren Tempel deshalb auch geschlossen wurden. Mit einem am 22. Februar innerhalb der Familien gefeierten Liebesmahle (*caristia*) wurde dieses Gedenkfest der Toten geschlossen.

Wie man in den Manen die verklärten und feligen Geister der Verstorbenen ehrte, so glaubte man auch an böse Spukgeister, die man Larven oder Lemuren nannte. Es waren die Geister derjenigen Verstorbenen, bei deren Begräbnisse entweder irgend ein religiöser Verstoß gemacht worden war oder die aus sonst einem Grunde im Grabe nicht zur Ruhe

kommen konnten. Um sie zu beruhigen und zu verföhnen, stellten die Römer in den drei Nächten des 9., 11. und 13. Mai die sogenannte Lemurienfeier an, die aus der Beschreibung Ovids in den Fasten bekannt ist. Der Hausvater erhob sich um 12 Uhr nachts, denn dies war schon bei den Römern die Geisterstunde, von seinem Lager und ging durch das Haus, indem er das Zeichen machte, vor welchem die bösen Geister zu fliehen pflegen, d. h. fortwährend mit dem Mittelfinger, beziehungsweise dem Goldfinger und dem Daumen schnippte. Nachdem er sich mit reinem Quellwasser gewaschen hatte, nahm er schwarze Bohnen in den Mund und warf diese dann wieder zurückschreitend einzeln hinter sich, wobei er sich aber nicht umsehen durfte und die Worte zu sprechen hatte: „Dieses gebe ich her und mit diesen Bohnen kaufe ich mich und die Meinigen los.“ Die hinter ihm her huschenden Geister rafften dann diese Bohnen begierig auf und verzehrten sie. In sein Schlafgemach zurückgekommen, wusch sich der Hausvater nochmals die Hände, schlug auf ein ehernes Becken und rief neunmal die Worte: „Weichet, ihr väterlichen Manen!“ Damit war dem Brauch Genüge gethan und die Spukgeister verließen ohne Zweifel das Haus. Man sieht, daß wir mit dieser Art von Geisterbeschwörung schon in das Gebiet des gemeinen Aberglaubens gelangt sind, welches bei den Römern fast noch größer war als bei den Griechen. Der Gebrauch von Amuletten gegen Zauber und bösen Blick war auch bei ihnen allgemein, nicht minder die Anwendung von allerlei abergläubischen Heil- und Sühnmitteln zur Abwehr oder Heilung von Krankheiten. Ovid weiß davon viel zu erzählen. So berichtet er im 6. Buche seiner Fasten von einem Aberglauben, nach welchem es vampyrartige Vögel (striges) gebe, die nachts in das Schlafzimmer kämen, um den kleinen Kindern das Blut auszufaugen. Was man zu ihrer Abwehr zu thun pflegte, giebt er dafelbst genau an. Die Wärterin nahm einen Zweig des Erdbeerbaumes, berührte mit demselben dreimal die

Pfosten und die Schwelle der Thür und besprengte den Eingang mit Weihwasser. Darauf nahm sie die Eingeweide eines Ferkels und betete zu den Strigen, daß sie das Blut und Herz dieses Opfertieres für das Blut und Herz des Kindes annehmen möchten. Nächst dem trug sie die Opferstücke ins Freie und kehrte dann, ohne sich umzusehen, in das Haus zurück. In das Fenster des Schlafgemaches legte sie einen Zweig vom Weißdorn, um auch hier den bösen Geistern den Zugang zu versperren. Denn dem Weißdorn schrieben die Römer eine Verderben abwehrende Kraft zu, weshalb sie auch häufig Zweige desselben an ihren Hausthüren befestigten. Daß man durch Zauberformeln Stürme erregen, Götter oder die Seelen Verstorbenen zum Erscheinen zwingen könne, war ein allgemein verbreiteter Glaube. Hatte doch schon König Numa ein geheimnisvolles Buch befaßt, durch dessen Zauberformeln er den höchsten Gott Jupiter im Blitz herniederzufahren und sich ihm zu offenbaren zwang. Wir können in dieses Gebiet, worüber Bücher zu schreiben wären, hier nicht weiter eindringen, zumal es ja auch mit der Religion kaum noch etwas zu thun hat.

Auf eine würdige Instandhaltung ihrer Grabstätten legten die Römer einen großen Wert. Die reichern Familien hatten ausgemauerte Familiengrüfte, in welche entweder die Särge mit den einbalsamierten Leichen oder die Aschenkrüge mit der Asche der Verstorbenen gestellt wurden. Darüber erhoben sich oft turmartige Grabdenkmäler von solchen Dimensionen, daß man sie im Mittelalter in kleine Kastelle umwandeln konnte. Das Großartigste in dieser Art ist bekanntlich das Grabmal, welches Kaiser Hadrian für sich und seine Familie jenseits des Tiber erbauen ließ, die heutige Engelsburg, welche während des ganzen Mittelalters die eigentliche Citadelle Roms war und noch heute militärischen Zwecken dient. Ein zweites fast nicht minder großartiges Grabdenkmal des alten Roms war das Mausoleum, welches Augustus für sich und

